Österreichisch-Ungarische Revue

Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

33. Band 1905

3. Heft

Dichtkunst.

1. Auf Golgatha. Von J. S. Machar, Wien. Übersetzt von Dr. Heinrich Fischer, Prag. — 2. Meta Stirner. Von Karl Huffnagl, Wien.

Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha.

Zur Geschichte der Wasserstraßen in Österreich.

Von Dr. Viktor Thiel. Wien.

(Schluß.)

Den unmittelbaren Anlaß zu Schemerls Regulierungsprojekt der Donau bei Wien gaben folgende Umstände.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts vertiefte sich der Strom unterhalb der Mündung der Schwarzen Lacke am linken Ufer derart, daß die linksseitigen Joche der großen Donaubrücke in Einsturzgefahr gerieten. Im Jahre 1807 betrug die Stromtiefe an dieser Stelle 43 Fuß (13·6 m) und beim Brückenbau im Jahre 1809 waren für die Joche 29 und 30 69 Schuh (21·6 m) lange Jochpfähle notwendig, welche nur 6 Schuh (1·9 m tief in den Boden eingeschlagen werden konnten. Als 1810 die durch den Eisgang schwer beschädigte Brücke wieder in stand gesetzt werden sollte, erklärte das Wasserbauamt, die als Jochstecken der Brücke erforderlichen Bäume aus eigenen Mitteln der hohen Kosten wegen nicht beschaffen zu können und verwies darauf, daß bei der nächsten Beschädigung der Brücke ihre Wiederherstellung am gleichen Standorte gar nicht mehr möglich sein werde, da das Flußbett sosehr mit eingeschlagenen Jochpflöcken übersät sei, daß kein Platz mehr zur Einschlagung neuer Jochbäume gefunden werden könne. Zur Sicherstellung der Verbindung Wiens mit dem jenseitigen Ufer schlug der Wasserbauamtsdirektor Freih. v. Pakassy vor, die Brücke an jene Stelle bei Nußdorf zu versetzen, wo die Überfuhr nach Jedlesee besteht, wobei sich noch der Vorteil ergeben hätte, daß nur eine einzige Brücke notwendig gewesen wäre, anstatt der vier über die verschiedenen Arme führenden Brücken. Die von Pakassy vorgeschlagene Brücke, welche um 370 Klafter (703 m)

vom Ende des Nußdorfer Vorkopfes weiter stromaufwärts verlegt worden wäre, sollte 190 Klafter (361 m) lang werden und aus 22 Jochen bestehen, deren Öffnung zwischen 7 und 9 Klafter (13·3 und 17·1 m) gewechselt hätte; die Mitteljoche wären in der größten Tiefe auf 20 Schuh (6·32 m) zu schlagen gewesen. Die Gesamtkosten der Brücke wurden auf mehr als 1,200.000 Gulden veranschlagt, wobei auf den Brückenbau selbst nur 97.000 Gulden gerechnet, alles übrige auf die erforderlich gewordene Verlegung der Straßenzüge und auf Vervollständigungsbauten[2]) angesetzt wurde. Gegen diesen Vorschlag erklärte sich der Hofbaurat aus technischen, ökonomischen, militärischen und lokalen Gründen mit aller Entschiedenheit und stellte ihm jenes Projekt entgegen, welches einen Markstein in der Geschichte der Donauregulierung bildet.

Vor Schemerl hatte man auch nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, in das Leben des gewaltigen Stromes in so radikaler Weise einzugreifen, wie er es vorschlug, und es bedurfte der eisernen Beharrlichkeit und Unbeugsamkeit eines Mannes wie Schemerl, um immer und immer wieder trotz aller anscheinend unüberwindlichen Hindernisse und trotz aller Bedenken, welche fast allgemein seiner Idee entgegengebracht wurden, bei derselben unerschütterlich zu verharren.

Schemerls Regulierungsprojekt der Donau bei Wien ging von der Notwendigkeit der Errichtung einer stabilen Brücke über den Strom bei Wien aus, einem Bedürfnisse, welches gleichfalls schon seit Jahrhunderten empfunden worden war.

Schon seit dem 16. Jahrhunderte hatte man davon geträumt, wie schön es wäre, wenn man die Donaubrücken derart bauen könnte, daß sie nicht alljährlich beim Eisgange in Trümmer gingen und ab und zu waren Projekte einer stabilen Brücke über den Donaustrom bei Wien aufgetaucht; doch waren dies nur unreife Frühgeburten, welchen es an Lebenskraft gebrach. Schemerl ist der erste, dessen Entwurf sich auf empirische Grundsätze gründete.

Schemerl verwies auf die dringende Notwendigkeit, von der seit Jahrhunderten üblichen Brückenbauweise abzugehen und zu einer solchen zu schreiten, welche den Bedürfnissen des Verkehres, der Schiffahrt, der Sicherheit des anliegenden Uferlandes, ins-

---

[2]) Auch über die Schwarze Lacke hätte eine Brücke errichtet werden müssen, da der im Jahre 1807 nur aus Schotter hergestellte Kommunikationsdamm bald wieder weggerissen worden war.

besondere Wiens, bei Eisgängen und Hochwässern und endlich der Bauökonomie angemessen sei und jenen Versuch, welcher bei der Franzensbrücke (1800—1803) über den Donaukanal ausgeführt worden sei, beim Donaustrom mit ungleich größerem Vorteile ins Große zu übertragen. Die Wirtschaftlichkeit und Stabilität der Brücke hänge von der Größe der Brückenöffnungen ab, da sich mit Verringerung der Mittelpfeiler einerseits die Baukosten, andrerseits die Hemmnisse für den Ablauf der Hochfluten und Eismassen verminderten. Schemerl wollte daher die Brücke bloß auf zwei Land- und sechs steinernen Mittelpfeilern von je 40 Klaftern (76 Metern) lichter Entfernung ruhen lassen, welche mit Sprengwerken aus Holz überspannt werden sollten, so daß die Länge der Brücke zwischen den Landpfeilern 300 Klafter (570 Meter) betragen hätte, während die Strombreite von Ufer zu Ufer mit 160 Klaftern (304 Metern) angenommen wurde.

Da jedoch der Bau massiver Brückenpfeiler in einer so bedeutenden Strömung wie jener des Donaustroms bei Wien ein gewagtes und schwieriges Unternehmen schien, wollte Schemerl die Brücke im Trockenen in der Richtung des bestehenden Straßenzuges in der Kaiserwegau, geschützt durch den vorbeilaufenden Straßendamm, bauen und nach vollendetem Bau den Strom mittels eines Durchschnittes konzentriert — bloß der Donaukanal sollte erhalten bleiben — und in gerader Richtung unter der Brücke durchführen. Der Grundsatz, daß die Donau bei Wien, um ihren Ausartungen und deren Folgen vorzubeugen, in ihrem Laufe künstlich *beschränkt* werden müsse, war nicht neu, jedoch mit solcher Schärfe vor Schemerl nicht ausgesprochen worden. Einen *geradlinigen* Lauf aber wollte er dem Strome geben, da durch Vermeidung von Krümmungen die Hauptursache der Ablagerung des Geschiebes und der Bildung der Sandbänke und in weiterer Folge der Schoppungen bei Eisgängen wegfallen würde.

Die Kosten des Projektes berechnete Schemerl auf zweieinhalb Millionen Gulden in Bankozetteln, wobei zu beachten ist, daß der Voranschlag vor dem Finanzpatent vom 10. März 1811 ausgearbeitet wurde, durch welches bekanntlich die Bankozetteln auf den fünften Teil ihres Nennwertes herabgesetzt wurden.

Der Antrag Schemerls wurde einer Kommission zugewiesen, welche sich einstimmig für das Projekt aussprach. Gleichwohl schien der Entwurf nur wenig Aussicht auf Verwirklichung zu haben, da die

Zeitumstände für die Ausführung eines so kostspieligen und weitblickenden Unternehmens äußerst ungünstig gestaltet waren. Da geschah das Unerwartete, daß gerade von Seite des damaligen Hofkammerpräsidenten Grafen Wallis das Projekt am meisten gefördert wurde. Es glückte Schemerl, das Interesse des Grafen, eines Mannes von rücksichtsloser Gewalttätigkeit, eines Freundes radikaler Maßregeln, so sehr zu erwecken, daß er den Plan als eine große, glückliche Idee bezeichnete, deren Ausführung einen neuen Glanz auf Seiner Majestät Regierung verbreiten würde; nachdem das kunstmäßige Urteil der Kommission die Ausführung des Vorschlages für unumgänglich notwendig erklärt habe, sei in der Größe und Ausdehnung des Planes noch keine Ursache zu finden, vor seiner Ausführung zu erschrecken, da die Wichtigkeit des Endzweckes dem Aufwande der Mittel angemessen sei.

Da mit Rücksicht auf die trostlose Lage der Staatsfinanzen an eine unmittelbare Inanspruchnahme derselben nicht zu denken war, schlug Wallis vor, die nötige Geldsumme entweder durch ein einer Privatgesellschaft zu bewilligendes Oktroi oder durch ein Anlehen der Stände oder durch eine zu eröffnende Lotterie oder endlich — dieses Mittel hielt er für das zweckmäßigste — durch Schaffung eines eigenen Fonds für diesen Zweck durch Eröffnung einer neuen Finanzquelle. „Ein solcher Zufluß wird“, meinte der Graf, „ohne Bedenken und ohne Bedrückung des Kommerzes durch eine auf sämtliche in den deutschen Erbländern ein-, aus- und durchziehende Kaufmannsgüter und Weine nach dem Gewichte zu legende mäßige Abgabe erhoben werden können.“

Am 14. Oktober 1811 genehmigte Kaiser Franz die Durchführung des Projektes und befahl, daß ohne Verzug an die Verfassung eines detaillierten Planes und Kostenüberschlages Hand angelegt und die Ausarbeitung möglichst beschleunigt werde. Schemerl arbeitete nunmehr das Projekt im Detail aus, doch sollte diese Mühe vergeblich sein. 1813 wurde Wallis von der Leitung der Hofkammer enthoben, sein Nachfolger Graf Herberstein, war ein heftiger Gegner des Projektes, durch dessen Einwände der Kaiser wieder unentschlossen wurde, so daß die Angelegenheit weiter in Schwebe blieb.

Als 1815 Osterlam Wasserbaudirektor in Niederösterreich wurde, wurde ihm das Projekt Schemerls zur Begutachtung überwiesen. Auch er sprach sich gegen dasselbe aus und legte einen neuen

Entwurf vor, nach welchem der Strom in seinem damaligen Hauptbette konzentriert werden sollte. Dieser Antrag erhielt 1819 die kaiserliche Sanktion, doch auch seine Ausführung scheiterte an hinterher wieder entstandenen Bedenken. Der Zwiespalt der technischen Meinungen erhielt sich auch in der Folgezeit; der Nachfolger Osterlams, Kudriaffsky, sowie Hofbaurat Francesconi nahmen im wesentlichen den Entwurf Osterlams auf, während Schemerl bei seinem Projekte verblieb.

Da die Regierung zu einer umfassenden Regulierung weder auf die eine noch auf die andere Weise sich entschließen konnte oder mochte, begnügte sie sich, ihrer Neigung zu Halbheiten entsprechend, mit Palliativmaßregeln, um wenigstens der vollständigen Versandung des Donaukanals vorzubeugen. Schon 1801 hatte General v. Bourgeois zur Belebung des Zuflusses in den Kanal die Verlängerung der Schere angeregt, ein Vorschlag, welchen 1814 Schemerl aufnahm. Er wollte den Kanal durch ein mit Faschinen hergestelltes Teilungswerk soweit verlängern, bis ein solcher Punkt für die Wasserteilung gewonnen werde, wo der Einfluß in den Kanal durch eine mit dem Hauptstromstriche parallele Richtung vollkommen gesichert sei. Gleichzeitig mit diesem Vorschlage legte er ein umfassendes und ausführliches Programm vor, wie der Donaukanal in einen brauchbaren Schiffahrtskanal umzuwandeln sei, ein Programm, dessen Durchführungskosten er auf zwei Millionen Papiergeld berechnete.

Einen anderen Entwurf zur Regulierung des Kanals legte 1815 Wasserbaudirektor Osterlam vor, welcher zur Verbesserung der Einmündung bloß am linken Ufer des Stromes ein dem Bruchufer der Schwarzen Lacke vorliegendes Faschinenwerk vorschlug, hinsichtlich der Regulierung des Kanallaufes aber sich dem Antrage Schemerls näherte; die Kosten berechnete er auf ungefähr 1,400.000 Gulden. Der erste Vorschlag Osterlams, das Faschinenwerk bei der Schwarzen Lacke, wurde 1816 ausgeführt, der zweite Antrag dagegen wurde 1818 vom Kaiser genehmigt und der Lauf des Kanals allmählich, mit größerem Eifer seit dem Jahre 1826, einer systematischen Regulierung unterzogen, welche darin bestand, daß 1. die beiden Ufer des Kanals nach einfachen Linien geregelt und die scharfen Krümmungen und Einbuchtungen beseitigt wurden, 2. daß dem Kanale eine gleichförmige Breite von 26 Klaftern (52·27 Metern) im Niveau des Nullwasserstandes mit möglichster Ausgleichung der Uferhöhen auf 12 Schuh (3·8 Meter) ober Null

gegeben, und 3. daß die Ufer mit einer regelmäßigen Böschung von 1:3 und einer Pflasterung versehen wurden, welch letztere streckenweise auf einer Pfahlwand, streckenweise auf einem Steinwurfe fußte. Durch diese Uferschutz- und Regulierungsbauten erhielt der ursprünglich natürliche und sehr unregelmäßige, an verschiedenen Stellen 30 bis 60 Klafter (57 bis 114 Meter) breite Flußarm das Ansehen eines durch die Kunst hergestellten regelmäßigen Kanals.

Am ärgsten war die Verwilderung des Laufes an der Ausmündung des Kanals, wo die Versandung infolge der vielen Krümmungen und der fehlerhaften, unter einem zu großen Winkel erfolgenden Mündung immer mehr zunahm, wodurch der Schiffahrtsverkehr empfindliche Störungen erlitt. Seit dem Jahre 1821 wurde über eine Korrektion des Laufes mittels eines Durchschnittes und mittels eines Separationswerkes verhandelt; doch wurde die Vornahme dieses Wasserbaues mit Rücksicht auf seine Kostspieligkeit — der Hofbaurat schlug ihn 1825 auf 362.000 Gulden an — immer wieder verzögert. Als provisorische Maßregel wurde 1825 das Simmeringer Ufer gegen weitere Einrisse verwahrt, eine radikale Verkürzung des Unterlaufes aber erst nach dem Hochwasser des Jahres 1830 vorgenommen.

Als nach dem Tode Osterlams Kudriaffsky an die Spitze des Wasserbaurates trat, hielt dieser zur Verbesserung der Kanaleinmündung auch noch die Versicherung der Kuchelau, sowie die Anlage eines Treibspornes für notwendig, welcher 1821 von der Schwarzlackenau gegen den Teilungspunkt der Schere zu, also in schräger Richtung zum Hauptstrome erbaut wurde. Ungeachtet dieser Vorkehrungen verschlimmerte sich der Zustand des Kanals immer mehr; im Herbste 1823 war die Einfahrt selbst der kleinsten Fahrzeuge bereits vollkommen unmöglich. Kudriaffsky erklärte nunmehr die Trichterform der Einmündung als die Hauptursache der Versandung und schlug daher vor, das rechte, ohnehin konvexe Ufer durch einen Vorbau oder Erddamm weiter vorzurücken, um es in eine mit der Schere parallele Richtung zu bringen, ein Vorschlag, welcher 1825 durchgeführt wurde. Durch den 1821 erbauten Treibsporn am linken Stromufer und durch das neue Dammufer bei Nußdorf wurde der Strom auf 80 Klafter (152 Meter) eingeschränkt, wodurch der Strom aufgestaut und infolgedessen die Schiffahrt sehr erschwert und gefährdet wurde. Doch auch der beabsichtigte Zweck wurde durch die Einengungswerke nicht erreicht, indem zwar das

Bett des Hauptstromes sich bedeutend vertiefte, im Kanale aber sich quer über die Einmündung eine neue Sandbank bildete.

Die durch die Bauten Kudriaffskys verursachten schweren Übelstände gaben zu neuen Verhandlungen Anlaß, welchen 1829 Francesconi beigezogen wurde. Dieser hielt ebenso wie Schemerl die Einengungsbauten bei Nußdorf für unzweckmäßig und schlug zur Regulierung der Einmündung die Fortsetzung des Kanals längs des Nußdorfer Ufers mittels Verlängerung der Schere vor. Noch ehe über den Antrag Francesconis ein Beschluß gefaßt wurde, brach Ende Februar 1830 während des Eisganges jene denkwürdige Hochwasserkatastrophe herein, durch welche das Marchfeld und die tiefgelegenen Vorstädte Wiens auf das ärgste heimgesucht wurden. Dieses Ereignis bezeichnete das Fiasko des in der franziszeischen Ära beobachteten Systems, aus kleinlichen und kurzsichtigen Sparsamkeitsgründen mit halben Maßregeln abhelfen zu wollen, wo höhere Gesichtspunkte einen vollen Einsatz der Kräfte hätten geboten erscheinen lassen, und in den Berichten der politischen und technischen Behörden über die Ursachen der Überschwemmung drückt sich auch mehr oder weniger offen das Bewußtsein der Unterlassungsschuld aus. Als besonders verhängnisvoll wurden von Schemerl und Francesconi die Einengungswerke bei Nußdorf bezeichnet und die durch dieselben verursachte Schwellung aus den Protokollen über die Wasserstände an den Pegeln bei Nußdorf und der Kuchelau in den Jahren 1828 und 1829 nachgewiesen.

Unter dem Eindrucke der Katastrophe ordnete der Kaiser am 23. März 1830 an, die Mittel in Antrag zu bringen, durch welche die Wiederholung eines solchen Unglücks verhindert werde. Einstimmig wurde von den Behörden als einzig wirksame Vorkehrung die Regulierung des ausgearteten Donaulaufes von Klosterneuburg bis Mannswörth und der damit in Verbindung zu setzende Bau einer stabilen Brücke über den Strom hingestellt; in der Art und Weise der Regulierung gingen jedoch die Meinungen auseinander. Wäh-Kudriaffsky für die Konzentration des Stromes in dem bestehenden Hauptbette, jedoch mit Belassung nicht nur des Donaukanals, sondern auch des Kaiserwassers eintrat, verharrte Schemerl auf seinem schon im Jahre 1811 vorgebrachten und damals sanktionierten Projekte eines geraden Durchschnittes durch die Kaiserau gegen die Krieau, da nur hiedurch ein hindernisfreier Ablauf der Hochwässer und Eisgänge erreicht werden könne.

Die Polemik unter den Technikern hatte indes nur akademische Bedeutung, da die maßgebenden Persönlichkeiten sich trotz der eindringlichen Warnung durch die Hochwasserkatastrophe zu einer im großen Stile ausgeführten Stromregulierung nicht zu entschließen vermochten. 1831 entschied Kaiser Franz, daß die Regulierung der großen Donau einstweilen auf sich beruhen solle und nur die Regulierung des Donaukanals, insbesondere der Ein- und Ausmündung desselben nach dem Antrage Francesconis unverzüglich durchgeführt werde. Doch auch dieser Beschluß wurde nur teilweise durchgeführt.

Während die Laufänderung des unteren Donaukanals mittels eines 2000 Klafter (3800 m) langen geraden Durchstiches im Jahre 1832 ohne Hindernis durchgeführt wurde, stieß die von Francesconi beantragte Korrektion der Einmündung des Kanals durch eine Verlängerung der Schere parallel mit dem Nußdorfer Damme auf den entschiedenen Widerspruch der Schiffmeister, weshalb der Bau nach Erreichung einer Länge von 10 Klaftern eingestellt wurde.

Ein neuer, auf eine radikale Regulierung drängender Faktor erstand in dem in den Dreißigerjahren auf der Donau eingeführten Betriebe mit Dampfern. Das erste Dampfschiff überhaupt bewegte sich 1807 auf dem Hudsonflusse, 1818 erschienen die ersten Dampfschiffe auf dem Rheine und der Elbe und am 17. September 1830 fand die Probefahrt des Dampfbootes „Franz I.“ auf der Strecke Wien—Pest und zurück statt. Die verwilderten, unregulierten Stromstrecken im oberen Teile der Donau veranlaßten die neu entstandene Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, ihre Tätigkeit fast nur auf die untere Strecke der Donau in Ungarn und den Donaufürstentümern zu beschränken. Erst als es gelungen war, seichter gehende und dabei dennoch kräftige Schiffe herzustellen, welche im stande waren, sowohl die minder tiefen wie auch die reißenden Stellen des Stromes zu überwinden, begann man auch die obere Donaustrecke zu befahren. Im Jahre 1837 wurden die Probefahrten von Wien nach Linz und im November 1843 im Wiener Donaukanale durchgeführt. Einer günstigen Entwicklung der Dampfschiffahrt auf der österreichischen Strecke stellten sich als Haupthindernisse der Wirbel und Strudel bei Grein, die Zersplitterung des Stromes im Wiener Becken, sowie die Jochbrücken bei Linz, Stein und Wien entgegen. Trotzdem die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft wiederholt und dringend auf die Notwendigkeit verwies, diesen

Übelständen abzuhelfen und wiederholt empfindlich auf den Handelsverkehr zurückwirkende Störungen im Schiffahrtsbetriebe eintraten, wurde eine umfassende Regulierung immer wieder hinausgeschoben.

So sonderbar es auf den ersten Blick erscheinen mag, so spielten die Sturmwellen des Jahres 1848 auch in die weit abseits vom politischen Getriebe des Tages liegende Frage der Donauregulierung ein. Der damals herrschende furchtbare wirtschaftliche Notstand drückte sich in vielen tausenden von erwerbslosen, hungernden und daher gefährlichen Elementen aus und es mußten Mittel und Wege gesucht werden, um diese von der Reichshauptstadt, als dem Hauptfeuerherde, zu entfernen und durch ihre Beschäftigung außerhalb der Stadt der Bewegung an Zündstoff zu entziehen. Es wurden daher die sogenannten „Notstandsbauten" in Angriff genommen, als welche die Regulierungsarbeiten an der Donau besonders geeignet erscheinen mußten. Da die bedrohliche Situation keinen Zeitverlust für nähere technische Vorerhebungen zuließ, wurde in den ersten Maitagen in größter Eile mit den Bauten begonnen. Vom Mai bis Oktober 1848 wurden ungefähr eineinhalb Millionen Gulden für Notstandsbauten, welche in eigener Regie geführt wurden, ausgegeben, hievon etwa eine halbe Million für die Bauten an der Donau. Es wurde damals unter anderem der Hubertusdamm wieder aufgebaut und bis zu den Brücken verlängert und der Brigittenauer Damm umgestaltet und in den Prater fortgesetzt. Der Wert dieser Bauten, deren Solidität durch die überstürzte Ausführung sehr litt, ist größtenteils nicht sehr hoch anzuschlagen, da sie im besten Falle nur örtliche Bedeutung durch Schutz gegen Überschwemmungen hatten.

In der auf die revolutionären Ereignisse folgenden Zeit der Umgestaltung des inneren Staatslebens Österreichs hatte es den Anschein, als ob durch die zielbewußte und schöpferische Tätigkeit des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten, Karl Ludwig Freiherrn v. Bruck, welcher auf dem Gebiete der Volkswirtschaft in Österreich eine bahnbrechende Wirksamkeit entfaltete, auch das Problem der Donauregulierung bei Wien der endlichen Lösung zugeführt werden würde. Die Bedeutsamkeit des Donaustroms für die habsburgische Monarchie in volkswirtschaftlicher und politischer Beziehung drückte er durch das lapidare Wort aus: „Die Donau ist der große Faden unserer zukünftigen Geschicke." Der Schlaffheit und Schwerfälligkeit gegenüber, mit welcher die Re-

gulierungsverhandlungen in der vormärzlichen Ära geführt wurden, tritt es um so schärfer hervor, daß nunmehr ein kraftvoller, entschlossener und weitblickender Geist die Führung übernommen hat. Schon bei Beginn seiner Wirksamkeit — Bruck trat nach der Niederwerfung des Oktoberaufstandes in das Ministerium Schwarzenberg-Stadion ein — faßte er die Frage der Donauregulierung bei Wien ins Auge und setzte eine Kommission zusammen, deren Aufgabe er durch ein Programm vorzeichnete. Die Majorität der Kommission entschied sich, den Strom vom Kahlenberge an bis Kaiserebersdorf in natürlich flachen Kurven in der von der natürlichen Urbildung des Terrains angezeigten, talartig sich hinziehenden Vertiefung teilweise mittels eines Durchschnittes zu führen, ein Stromlauf, welcher im wesentlichen mit dem 1811 von Schemerl vorgeschlagenen zusammenfiel; abweichend von Schemerl wollte man auch das Kaiserwasser erhalten und dazu benützen, um die erforderlichen Winterhäfen, Werfte und Docks anzubringen. Eine Minorität unter der Führung des Sektionsrates Pasetti wollte das bestehende Hauptstrombett bei Wien beibehalten und bloß die bereits bestehenden Regulierungsbauten erhalten und fortsetzen; Pasetti sprach sich gegen die großartigen Durchstiche mit Rücksicht auf ihre Kosten, die dabei sich ergebenden Gefahren und ihr zweifelhaftes Gelingen aus. Die so verheißungsvoll begonnene Aktion verlief wieder im Sande, als im Mai 1851 Freiherr v. Bruck seiner Stellung als Handelsminister enthoben wurde.

Einen energischen Anstoß zur neuerlichen Aufnahme der Frage gab die verheerende Überschwemmung im Jahre 1862. Über eindringliche Verwendung des niederösterreichischen Landesausschusses und Wiener Gemeinderates wurde 1864 eine Kommission zur Feststellung des Regulierungsprojektes eingesetzt, deren Verhandlungen aber erst 1867 in Fluß kamen.

Das von der Kommission aufgestellte Programm ging wesentlich vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus und präzisierte die Anforderungen, welchen die Donauregulierung mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Stadt Wien und der Schiffahrt zu genügen hätte. Den schwierigsten Teil der Frage, über welchen seit sechs Jahrzehnten der Kampf der Meinungen hin und her wogte, ob nämlich die Regulierung mittels eines Durchstiches oder mit Beibehaltung des bestehenden Stromlaufes durchzuführen sei, ließ das Programm offen.

Die Majorität der Kommission war für die Regulierung mittels Durchstiches gestimmt, dagegen verharrte Ministerialrat Pasetti auf seinen Anschauungen und die damalige Regierung legte auf seine Meinung großes Gewicht. Auch die Berufung von vier ausländischen Experten von europäischem Rufe brachte keine Klärung der Situation, da sich bloß zwei (Abernethy und Sexauer) entschieden für, einer (Hagen) sich aber entschieden gegen den Durchstich erklärte, der vierte (Tostain) endlich zwischen beiden Meinungen lavierte. Erst der 1868 eingetretene Regierungswechsel brachte die Entscheidung, indem das ans Ruder gekommene Bürgerministerium auf eine gründliche, den kommerziellen Anforderungen voll und ganz Rechnung tragende Lösung hinwirkte und Pasetti in den Ruhestand schickte. Nunmehr entschied sich die Kommission fast einstimmig für einen Durchstich in der von Sexauer vorgeschlagenen Trasse. Die Baukosten der Regulierung von der Kuchelau bis Fischamend wurden mit 24 Millionen Gulden veranschlagt und 1877 um 6 Millionen Gulden erhöht. Am 12. September 1868 erfolgte die kaiserliche Sanktion des Projektes und es wurde mit der Ausführung sogleich begonnen. Die Oberbauleitung erhielt Ministerialrat Wex. Mit außerordentlicher Raschheit und ohne besonderen Zwischenfall wurde die Stromregulierung von Nußdorf bis Fischamend durchgeführt. Am 14. April 1875 wurde der Durchstich eröffnet. Im Zeitraume 1870—1876 wurden nicht weniger als fünf Brücken über den Strom gespannt und 1884 waren die Regulierungsarbeiten in der ganzen Strecke beendet.

Im Anschlusse an die Regulierung bei Wien und in mehrfacher Hinsicht auch als Ausbau derselben, wurde 1882 die Stromregulierung in Niederösterreich von Ysper bis Theben in Angriff genommen. Der auf 30 Millionen Gulden berechnete Voranschlag wurde aus Sparsamkeitsrücksichten um 6 Millionen geringer bedeckt. Nachträglich stellten sich die aus finanziellen Gründen zurückgestellten Bauten dennoch als unbedingt notwendig heraus, und so kam es, daß das Programm mit den bewilligten Mitteln nicht vollendet werden konnte. Überdies traten im Laufe der Bauperiode tief greifende Änderungen in den Stromverhältnissen zu Tage, indem die Wasserstraßen an Wichtigkeit und Bedeutung in ungeahnter Weise stiegen, und es zeigte sich, daß das dem Gesetze vom Jahre 1882 vorschwebende Endziel den Bedürfnissen des Donaustroms als der wichtigsten Wasserstraße des Reiches nicht

genügen könne. Diese Umstände machten es unvermeidlich, ein weiteres Projekt einerseits zur Vollendung, andrerseits zur Ergänzung der durch das Gesetz vom Jahre 1882 festgesetzten Regulierungsbauten auszuarbeiten, welche programmäßig mit dem Jahre 1901 hätten beendet werden sollen. Das neue Programm betrifft daher den Ausbau der Donauregulierung vom Jahre 1902 an, welcher 1911 zum Abschluß gebracht und einen Kostenaufwand von 20·7 Millionen Kronen erfordern soll.

Die Donauregulierung in Niederösterreich hatte sich bisher darauf beschränkt, dem Strome für mittlere, bei Wien auch für Hochwasserstände, ein geregeltes Gerinne zu verschaffen, eine Regulierungsweise, welche die nachteilige Folge mit sich bringt, daß der Stromstrich bei niedrigen Wasserständen infolge der Überbreite serpentiniert und seine Richtung häufig ändert, wodurch Untiefen und in den Konkaven Kolke und Stromschnellen entstehen. In der Strecke Korneuburg—Albern soll nunmehr die Donauregulierung nach dem System für Niedrigwasser ausgebaut werden, ein System, welches in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland sich entwickelt hat und in der jüngsten Zeit an der unteren Weser, an der Elbe bei Dresden und an der Rhone in Frankreich mit überraschendem Erfolge angewendet worden ist. „Das Wesen der Niedrigwasserregulierung besteht darin, daß für die bei einem Flusse zur Zeit der niedrigsten Wasserstände vorhandene Wassermenge ein eigenes, derart beschaffenes Gerinne innerhalb der Mittelwassergrenzen gebildet wird, daß in demselben das Niedrigwasser bei genügender Breite des Gerinnes noch eine für die Schiffahrt erforderliche Tiefe erhält. Die technische Ausführung besteht darin, daß künstliche Werke, sei es aus Stein, sei es aus Faschinen, derart in den Fluß eingebaut werden, daß sie das berechnete Niederwasserprofil gleich einem steifen und unverrückbaren Knochengerüste umgeben und den Fluß durch unverrückbare Schablonen festlegen und leiten."

Die Niedrigwasserregulierung der Donau bei Wien erwies sich als um so notwendiger, als die Donau durch die großartigen, teils vollendeten, teils in Ausführung oder Vorbereitung begriffenen Hafenanlagen und die neu projektierten künstlichen Wasserstraßen ein moderner Großschiffahrtsweg werden soll.

Als die Vororte Wiens im Jahre 1891 mit der Gemeinde Wien vereinigt wurden, tauchte der Gedanke an die Errichtung großer

Wiener Verkehrsanlagen auf; es wurde die Stadtbahn gebaut, der Wienfluß reguliert, Sammelkanäle zu beiden Seiten des Wienflusses und des Donaukanals errichtet und der Donaukanal zu einem Schutz- und Handelshafen umgestaltet. Die Durchführung aller dieser Anlagen fällt der Hauptsache nach in das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts; die Umwandlung des Donaukanals in einen Hafen, deren Ausführung die Donauregulierungskommission auf Rechnung der Kommission für Verkehrsanlagen übernommen hat, geht ihrer Vollendung entgegen. Die Einmündung des Donaukanals wurde unterhalb des Sperrschiffes mittels einer Wehranlage abgeschlossen und die Verbindung des Kanals mit dem Strome durch eine Schleusenkammer hergestellt. Im Donaukanale selbst werden noch drei weitere Wehranlagen zur Ausführung gebracht, um dem Kanale eine Mindesttiefe von 2 Meter zu sichern.

Als Ergänzung des Donaukanalhafens erscheint der 1899—1902 in einen benützbaren Zustand gebrachte und für eine weitere Ausgestaltung vorbereitete Hafen in der Freudenau, sowie der in erster Linie für die Ruderfahrzeuge und Flöße berechnete Kuchelauer Vorhafen, zu welchem der beim Kuchelauer Leitwerke abgebaute Stromteil adaptiert wurde.

In dem Konkurrenzkampfe zwischen Eisenbahnen und Wasserstraßen, welcher sich in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit besonderer Heftigkeit in England abspielte, erwiesen sich die letzteren den Schienenwegen in der Massenbeförderung als überlegen und traten seit den Siebzigerjahren durch ihre viel billigeren Beförderungskosten wieder in den Vordergrund. In Österreich tauchten daher die Projekte der Schiffahrtskanäle wieder auf.

So schritt 1872 ein Konsortium um die Konzession zur Erbauung eines Donau-Oder-Kanals ein, doch scheiterte die Finanzierung des Unternehmens an der Maikrise des Jahres 1873. Seither ist die Frage der Schiffahrtskanäle, insbesondere des Donau-Oder- und Donau-Moldau-Kanals nicht wieder zur Ruhe gekommen und im Bereiche des öffentlichen Interesses geblieben. Es würde indes zu weit führen, wollte ich die zahlreichen Projekte und ihre Geschicke auch nur kurz anführen. Während im Auslande schon in den letzten Jahrzehnten eine Reihe großartiger Kanäle ausgeführt wurde, trägt nunmehr Österreich den langjährigen Wünschen aller an der Entwicklung des Verkehres beteiligten Kreise durch das Wasserstraßengesetz vom Jahre 1901 Rechnung, nach welchem die

Flußsysteme der Elbe, Oder, Weichsel und des Dnjster mit der Donau durch den Bau von fünf großen Kanälen in Verbindung gesetzt werden sollen. Auf diese Weise wird ein zusammenhängendes Netz von Wasserstraßen in einer Länge von beiläufig 1600 Kilometern und mit einem generellen Kostenvoranschlage von 800, beziehungsweise 900 Millionen Kronen geschaffen werden, welches insbesondere auf den bisher nicht genug lebhaften Verkehr auf der Donau befruchtend einwirken soll.

So bietet sich uns vom wirtschaftsgeschichtlichen Standpunkte aus bei einem Rückblicke auf die zweite Hälfte, insbesondere die letzten drei Jahrzehnte des abgelaufenen Jahrhunderts das Bild einer regen, ununterbrochenen Schaffenstätigkeit, ein Bild, welches in erfreulichem Gegensatze steht zu der Untätigkeit und Unfruchtbarkeit auf diesem Gebiete im ersten Halbjahrhundert. Den kühnsten Wurf aber, zu welchem die staatliche Investitionspolitik in Österreich seit Jahrhunderten sich nunmehr anschickt, bildet das Wasserstraßengesetz, mit welchem in glücklicher und glänzender Weise das 20. Jahrhundert inauguriert wird. Noch höher als die in Aussicht stehenden großen materiellen Wirkungen desselben ist der moralische Einfluß auf die heimische Produktion anzuschlagen, da die kühne Initiative der Regierung geeignet erscheint, mit Glauben und Vertrauen in die Zukunft Österreichs zu erfüllen.

Goethe über Schelling.

Von **Adolf Prack**, Purkersdorf.

(Schluß.)

Johann Friedrich Herbart (1776—1841), Professor der Philosophie und Pädagogik in Königsberg, hielt zur Feier des Geburtstages von Kant, dessen Lehrstuhl er einnahm, im Jahre 1810 eine Gedächtnisrede, in welcher er auch auf die Schellingsche Philosophie, deren erste Schriften er schon zirka 1794 zu Jena kritisiert hatte, zu sprechen kam:

„Schelling ist der Erste“, hieß es da, „der metaphysischen Unsinn mit wahrer, poetischer Freiheit zu mischen und zu formen weiß, so daß durch ihn und seine Unfähigkeit, das Denkbare vom Undenkbaren zu unterscheiden, die Philosophie in den Rang jenes berühmten Goetheschen Märchens von den goldschütternden Irrlichtern und dem mächtigen Schatten des Riesen erhoben worden.“ „In Schellings Schriften habe ich nichts von Spekulation gefunden; denn Spekulation ist keineswegs eine Art von Dichtung in der übersinnlichen Welt, wozu man viel Genie, aber wenig Methode braucht.“

Obschon zu dem Anhange Schellings auch Namen habende Naturforscher, wie Oken, der große Botaniker Nees von Esenbeck u. a. gehörten, die von der neuen, spekulativen Begeisterung ergriffen waren, so siegte in der Naturforschung doch bald eine durchgreifende Gegenströmung. Ausgezeichnete Physiker wiesen und bahnten ihr wieder den richtigen Weg, von dem Goethe nicht abgehen wollte. So berichtet Ludwig Noack[13]), daß schon im Jahre 1815 der geistvolle, wieder in Kants Bahnen fortfahrende Naturforscher Link gegen die Naturphilosophie in einer Schrift ankämpfte, indem er feststellte: „jene Lehre bringe für die Erfahrung keine Evidenz

[13]) „Schelling und die Romantik“, Berlin 1859, 2 Bände.

mit sich". „Wir können da der Untersuchung nicht entbehren, weil sie durch nicht zu beweisende Analogien nicht zu ersetzen ist." „Der Naturforscher muß die Mannigfaltigkeit der Natur selbst als das Äußerste ansehen, das er erreichen kann." „Es ist eine leere Ausflucht, wenn es heißt, im Absoluten sei alles Eins, also auch das Sein und das Wissen um das Sein."[14])

Auch Schiller hatte der Transzendentalphilosophie den Krieg gemacht: „weil die Herren Idealisten ihrer Ideen wegen zu wenig Notiz von der Erfahrung nehmen." (Brief an Goethe vom 27. März 1801.)

In den Jahren 1800 bis 1802 hatte Schelling zwei Zeitschriften, eine für „spekulative Physik" — und in Gemeinschaft mit Wilhelm Friedrich Hegel das „Kritische Journal der Philosophie", überall mittätig, herausgegeben. Sechs Werke, die man im weiteren Sinne als seine Identitätsphilosophie bezeichnet, erfüllen diesen Zeitabschnitt. Mit ihnen wendete er sich bekanntlich von der Lehre Fichtes ab und dem Pantheismus des Giordano Bruno und Spinoza zu. Über die Werke dieser Periode liegen uns von Goethe wenig Äußerungen und keine kritische vor. Er erholte sich damals von einer bedeutenden Krankheit und hatte dann Schellings Anfang zum Eschenmayerschen Aufsatz gelesen. Adam Karl August Eschenmayer veranlaßte durch sein Buch: „Die Philosophie in ihrem Übergange zur Nichtphilosophie", Erlangen, 1803, worin er den Glauben dem spekulativen Wissen voranstellte, und später nochmals im Jahre 1813 durch ein an Schelling gerichtetes Sendschreiben, daß dieser eine glänzende Verteidigung seines rationalistischen Standpunktes veröffentlichte. Damit erlangte er zweifellos Goethes Beifall. Auf den eben erwähnten Anhang scheint sich Goethes am 1. Februar 1801 an Schelling gerichteter Brief zu beziehen, in dem es heißt: „es sei ihm gewesen, wie Einem, der in der Dämmerung auf bekannte Wege kommt und sich ganz gut zurecht findet, ohne gerade jeden Gegenstand, an dem er vorbeigeht, deutlich zu erkennen."

Im Jahre 1802 erschien das philosophische Gespräch: Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge, von Schelling (Berlin, 1802, bei Jos. Fried. Unger).

---

[14]) Vgl. hiezu die Anmerkung 77 von Arthur Drews auf Seite 309 der oben zitierten Münchner Vorlesungen Schellings.

Nach Durchlesung desselben bezweifelte Goethe in dem Briefe an Schiller vom 12.—13. März 1802: „daß es uns Anderen möglich sein werde, dieser Komposition durch alle ihre Teile zu folgen“ — „was ich davon verstehe, stimmt mit meinen innigsten Überzeugungen überein.“

Das Gespräch schließt teils an Sätze des dem Spinoza geistesverwandten Giordano Bruno, teils an den Timäos des Plato an.

Mit welch richtigem Taktgefühle Goethe den Charakter des Büchleins als Komposition, oder Mischprodukt von Gegensätzen getroffen hat, können wir dem Gutachten eines ausgesuchten Fachmannes entnehmen. Er sagt:

„Werden Plato und Spinoza zu einer gewissen Zeit beide gleich sehr empfohlen, so wird die Substanz des Einen angefüllt von den Ideen des anderen und die Trümmer des Platonismus, aufeinander gehäuft, dünken dem Modephilosophen ein bequemes Haus. Wie glücklich aber für denselben, daß in dieser Zeit Herr Schelling selbst sich die Mühe genommen hat, das Amalgamierungsgeschäft der verschiedensten Systeme besorgen zu helfen!“ „Die Schellingsche Lehre ist die Hauptgrundlage aller heutigen Modephilosophie, denn sie hat die großen Vorzüge, in ihren Begriffen möglichst unbestimmt, von aller Methode möglichst weit entfernt, an originellen Gedanken äußerst arm, an zusammengemischtem fremden Gut äußerst reich, dabei anwendbar auf Alles in der Welt zu sein.“ „Ich verlange, daß man entweder theologische Betrachtungen anstelle mit Platon, oder dergleichen für töricht erkläre mit Spinoza, oder daß man die Dinge an sich samt der absoluten Substanz als dem Träger des Natürlichen zugleich und des Geistigen verwerfe mit Fichte, oder daß man ein eigenes System habe und dessen Unterschied genau angebe, damit Anderer geistiges Eigentum unberührt bleibe.“[15])

Herbart war vom Jahre 1794 bis 1797 in Jena, wo er die Vorträge Fichtes hörte und zu seiner Methode der Genauigkeit in der Untersuchung angeregt wurde. Darin ist er vom Anfang her das Gegenteil von Schelling gewesen. Der gegen diesen erhobene Vorwurf ist sehr wohl begründet; denn schon bei den Erstlingswerken Schellings: „Über die Möglichkeit einer Form der Philo-

[15]) Joh. Fried. Herbart: „Über meinen Streit mit der Modephilosophie dieser Zeit“. Königsberg und Leipzig 1814, bei A. W. Unger, S. 13 und 60.

sophie überhaupt“, Tübingen, 1795, dann bei der im selben Jahre dort erschienenen Schrift: „Vom Ich, als Prinzip der Philosophie, oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen“ — waren die grundlegenden Gedanken der Fichteschen Philosophie (über den Begriff der Wissenschaftslehre) vor deren Drucklegung durch Schelling **vorweggenommen** worden und später hat er sich ähnliche Freibeuterei gegen Hegel zu Schulden kommen lassen.[16]) Seine Verbindung mit Fichte ist, wie aus ihrem Briefwechsel[17]) ersichtlich ist, „aus Bewunderung der Schriften Fichtes, mit Versicherungen des reinsten, innigsten Dankes, unauslöschlicher Hochachtung und jugendlicher Schüchternheit“ eingeleitet und bis zum Bruche über sieben Jahre fortgesetzt worden. Daß Goethe „von der Lehre Fichtes keine richtige Vorstellung hatte, wenn er glaubte, daß Fichte im gewöhnlichen Wortverstande die Welt für seinen erschaffenen Besitz halte“, hat schon Kuno Fischer bemerkt.[18]) Ein tieferes Eindringen in Fichtes Philosophie hätte Goethen wahrscheinlich gezeigt, daß Fichte schon mit dem Axiome: „Alle Individuen sind in der einen großen Einheit des Geistes eingeschlossen“, auch von seinem Ich-Standpunkte dem Pantheismus zugesteuert war, zu dem er selbst von außen her gelangt ist. Dennoch urteilte er über die Persönlichkeit Fichtes: „daß er eine der tüchtigsten Persönlichkeiten war, die man je gesehen“.

Wenn wir in dem reichen Briefwechsel Goethes keine besondere, den Aufsatz: „Über das neueste Identitätssystem und sein Verhältnis zu dem neuesten Dualismus; ein Gespräch zwischen dem Verfasser (Schelling) undd einem Freund (Hegel)“ betreffende Bemerkung Goethes vorfinden, so darf uns das so wenig wundern, als bezüglich der noch im Sommer 1802 auf der Universität in Jena von Schelling über die Methode des akademischen Studiums gehaltenen Vorlesungen.

Jener Aufsatz war im Jahre 1802 nicht lange vor dem philosophischen Gespräche über Bruno im kritischen Journal der Philo-

---

[16]) Vgl. „Die romantische Schule“ von Rudolf Haym, S. 552—660, dann in den zitierten Münchner Vorlesungen die Anmerkungen 63, 64 und 66 von Dr. Arthur Drews, endlich Rosenkrantz loco cit. S. 247.

[17]) Herausgegeben von J. H. Fichte und K. Fr. Schelling. Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1856.

[18]) V. Band seiner „Geschichte der neuen Philosophie“, Heidelberg bei L. Winter 1890, S. 303.

sophie, I. Bd., Heft 1 (also nicht in Buchform), gedruckt. Zu Goethes innersten Überzeugungen, wie er sie betont hat, gehörte sein Glaube an die Einheit von Natur und Geist[19]) und seine künstlerische Weltanschauung. Die erste hatte Schelling schon im „System des transzendentalen Idealismus" als Identität des Subjektiven und Objektiven spekulativ behandelt und dabei ausgeführt, daß die Realisierung dieser Identität schließlich nur in den Produkten des Genius erreicht werde. Damit war auch die Tendenz zu einer ästhetischen Weltanschauung vorhanden und an dieser konnte auch Goethe bei Schellings bekannter Kunstliebe nicht mehr zweifeln, ob er nun dessen ganze Identitätsphilosophie noch durchstudierte, oder nicht. In derselben macht aber die Kunstphilosophie erst den Schluß, und um zu ihr zu gelangen, muß man sich erst durch die langwierigen Deduktionen der Natur- und Geschichtsphilosophie hindurchwinden. Nachdem Goethe damals mit Schillers Theaterstücken und mit seinem eigenen Drama: „Die natürliche Tochter" ganz in Anspruch genommen war, so ist ein so beschwerliches Studium bei ihm eben nicht wahrscheinlich. Wenn er aber gar auf die Vorlesungen über die Methode zum Studium der wissenschaftlichen Theorien sich eingelassen hätte, was aus naheliegenden Gründen noch weniger zu glauben ist, dann hätte er für die darin vorkommende Spezialität: „daß auch beim Studium der Physik, der Chemie und der Medizin die ersten Grundsätze nicht mehr empirisch, sondern in sich selbst gewiß sein sollen", gewiß nur ein Kopfschütteln gehabt. Wir müssen uns eben dabei erinnern, daß Schelling schon in den Briefen über Dogmatismus und Kritizismus (S. 74 und 212) der Erfahrung im Bereiche der Philosophie eine untergeordnete Rolle zugewiesen hat, indem er sagte: „Jene Philosophie, welche die Erfahrung als die einzige, oder Hauptquelle realer Erkenntnis ausgibt, ist die bescheidenste. Man kann wohl sagen, daß eine solche studieren, schlimmer ist, als keine kennen — sie kann überhaupt nicht zum Wissen bilden. (!!)"

Da es heute so ziemlich allgemeine Überzeugung geworden ist, daß Fortschritte in den Real- und Naturwissenschaften nur auf dem Wege der Erfahrung möglich sind, so muß man es als eine unfruchtbare Allgemeinheit bezeichnen, wenn uns **in diesem Gebiete**

---

[19]) Vgl. darüber z. B. die Prosasprüche Nr. 720 und 978.

eingeschärft werden soll, die Vorstellung der Materie sei eine irrtümliche.

Bis in das höhere Alter Goethes bestanden zwischen ihm und Schelling auch ganz entgegengesetzte Ansichten über das Freiheitsgesetz. Goethe bewegte sich bis dahin diesbezüglich im Geleise Spinozas, wonach die Freiheit des Einzelnwesens, das nur wie ein Werk der Maja, oder ein Traum der Gottheit ist, wegfallen mußte. Hermann Grimm in seinen Vorlesungen hat auch angeführt: „daß Goethe, ausgehend von der naturwissenschaftlichen Vergleichung, endlich die Formel entdeckt habe, die zugleich für das geistige Leben paßt, wonach man seine Anschauung der Dinge einen nach rückwärts gewandten Fatalismus nennen könnte". Dieser Sentenz geht voraus: „daß Goethe viel zu praktisch gewesen sei, um die Grenze zwischen Freiheit und Notwendigkeit ausrechnen zu wollen; er habe geglaubt, daß solches ins Reich des „Unzugänglichen" gehöre". Diesem nach könnte man annehmen, daß Goethe mit seiner Ansicht von der Unfreiheit des menschlichen Willens ins Schwanken gekommen ist und das ist auch der Fall.

Wir finden über dieses Thema bei ihm erstlich: die im Jahre 1817 aus altgriechischen Lehren geschöpften und zusammengedrängten „Urworte" (orphisch) und die im Jahre 1827 nachgefolgte Erläuterung dieser Strophen; weiters: „die Rezensionen der Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung und über das Buch des Alex. von Joch: „Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen"; ferner die Prosasprüche Nr. 4, 388 und 654; endlich den Brief an Schiller vom 3. Juli 1803. Alle diese Behelfe lassen keinen Zweifel darüber, daß Goethe in Bezug auf die Freiheitsidee der Lehre Spinozas anhing.

Lag aber eine Entfernung von Spinoza schon darin, daß dieser in dem Willen nur die Fähigkeit, zu bejahen und zu verneinen, verstand, nicht aber das Begehrungsvermögen (Ethik II, pr. 40, 49), während Goethe mit immer größeren Nachdruck die selbständige Tat verlangt (Prosasprüche Nr. 312, 349, 385, 779 und 785), wobei es ihm vorzüglich auf die Absicht ankommt, (Nr. 10), so ist ja die Einwirkung eines freitätigen Willens auf die Natur vorhanden.

Erwägt man ferner, daß Goethe, nachdem er in seiner orphischen Periode, gegen die Annahme eines radikalen Bösen (als „Quark des radikalen Übels". Brief an Jakobi vom 7. Juli 1793) sich

energisch gesträubt hatte, endlich im Jahre 1824 zugab: „daß gewisse Erscheinungen in der menschlichen Natur, betrachtet von Seite der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalen Bösen, von Erbsünde zuzuschreiben (zur französischen Literatur), und im Jahre 1829 mit dem Gedichte: „Vermächtnis“ uns anweiset, an das selbständige Gewissen, als an das Zentrum unseres Innern, als Sonne uns zu wenden, so sehen wir ihn schon im Bereiche „der Kritik der praktischen Vernunft“ eingelangt; denn aus unserem Selbstbewußtsein und aus diesem Zentrum werden wir der Freiheit inne, sowie jede große Dichtung uns den Einklang von Notwendigkeit und Freiheit fühlen läßt und anschaulich macht. Jetzt klingt für Goethe „das Wort Freiheit so schön, daß man es nicht entbehren könnte und wenn es einen Irrtum bezeichnete“. (Im 11. Buche von „Dichtung und Wahrheit“, begonnen und vollendet 1812 und 1813.)

In dem Anno 1830 und 1831 beendeten IV. Teile, 16. Buche von „Dichtung und Wahrheit“, findet sich aber endlich eine Stelle, aus der man auf die Freitätigkeit des Willens mit Notwendigkeit schließen muß. Sie lautet: „Wenn sich in den Tieren etwas Vernunftähnliches hervortut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen; denn, ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Notwendigkeit verwiesen.“ Aus dieser Altersperiode stammt auch die Bemerkung Goethes: „Wer mein Wesen und meine Schriften kennen gelernt, der wird sich nicht versagen können, daß er eine innere Freiheit gewonnen.“ Im zweiten Teile des Faust wird uns zum Schlusse eingeprägt: „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß.“

Schelling stand von allen Anfang her, nämlich schon in seiner Naturphilosophie, insbesondere im IV. Hauptabschnitte des transzendentalen Idealismus (praktische Philosophie), übereinstimmend mit Kant und Fichte auf Seite der Willensfreiheit.

„Die Freiheitsidee ist (nach der Kritik der Urteilskraft) der einzige Begriff des Übersinnlichen, welcher seine objektive Realität an der Natur durch ihre in derselben mögliche Wirkung beweiset und eben dadurch ihre Verknüpfung der beiden anderen Vernunftideen (Gott und Unsterblichkeit) mit der Natur, aller dreier aber untereinander zu einer Religion möglich macht.“

„Der Begriff der Freiheit ist der Stein des Anstoßes für alle Empiristen, aber auch der Schlüssel zu den erhabensten Grundsätzen für die kritischen Moralisten, die dadurch einsehen, daß sie rational verfahren. (Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft.)

Nach Fichte ist ebenfalls die moralische Freiheit unser Endzweck, dem alle übrigen Zwecke der menschlichen Natur als Mittel zu dienen haben. Das Sittengesetz fordert vom sinnlichen Menschen, daß er sich zur Freiheit bilde.

Bei Schelling ergibt sich die Willensfreiheit aus dem von Fichte übernommenen absoluten Ich, das im Sichselbstergreifen sein Wesen hat und allem geistigen Tun zu Grunde liegt. Das Ich kann aber nur insofern absolut sein, als es praktisch ist und ins Unendliche strebt. Dem einzelnen ist das absolute Ich nur in der intellektuellen Anschauung gegenwärtig (aus dem IV. Hauptabschnitte des transzendenten Idealismus).

Man sieht also hier eine, mindestens der Form und dem Ausdrucke nach, völlig abweichende Begründung der Willensfreiheit von jener natürlichen, zu der endlich Goethe gekommen ist.

Schellings nächste Schrift: „Philosophie und Religion" (1804) enthält bereits die Anfänge seines Abfalles von Bruno und Spinoza. Fünf Jahre später (1809) hat er sich von ihnen in seiner Abhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens ausdrücklich losgesagt. Die Entwicklung seiner Freiheitsidee, die wir schon vorausgenommen haben, führte ihn auch zur Bestimmung des Wesens Gottes, der Schöpfung und über den Ursprung des Bösen in der Welt.

Durch den Einfluß Franz Baaders und das Studium des alten Mystikers Jakob Böhme inspiriert, setzte er die Freiheit in Gott, den er aus der Natur entwickelte. Diese soll sein dunkler, unbegreiflicher Urgrund, Basis, aber nicht Ursache seiner Persönlichkeit sein und aus diesem Urgrunde ist auch das Böse abzuleiten. Der empirische Mensch bestimmt sich zum Bösen in seinen Handlungen mit Notwendigkeit; diese aber ruht auf einer, vor aller Zeit geschehenen, intelligiblen Tat eines jeden, der, insofern er in Gott ist, zu dieser Selbstbestimmung fähig ist. (!)

Mit Ausnahme der von Schelling postulierten Präexistenz des menschlichen Geistes gleicht die von ihm entwickelte Vereinigung von Freiheit und Notwendigkeit ganz der Kantschen Lehre vom intelligiblen Charakter.

Ohne Abrede machten aber weiters Goethe und Schelling Front gegen F. H. Jakobis Schrift: „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“, Leipzig 1811. Darin wurde Schelling, damals Direktor der Kunstakademie und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, von dem Präsidenten der letzteren, F. H. Jakobi, des Spinozismus, Naturalismus und Atheismus beschuldigt.

In einer Art von Bekehrungseifer hatte Jakobi beiläufig im Frühjahre 1812 ein Exemplar dieser Schrift seinem alten Freunde Goethe zugesendet und dieser erhielt sie, als er eben im Begriffe stand, nach Karlsbad abzureisen. Von dort kam auch am 10. Mai die Antwort:

„Ich würde die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich dieses Büchlein ziemlich indisponiert hat. Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in der Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht hat usw.“ — Man erinnere sich dabei an das damals entstandene polemische Gedicht Goethes: „Groß ist die Diana der Epheser.“

Drei Wochen vor dem Briefe an Jakobi, und zwar am 18. April 1812, hatte Goethe schon seine abfällige Meinung über Jakobis Schrift an Knebel insinuiert und beigefügt: „Jakobi soll übrigens insofern Dank werden, als er Schellingen aus seiner Burg hervorgenötigt hat. Für mich ist sein Werk von der größten Bedeutung, weil sich Schelling noch nie so deutlich ausgesprochen hat und mir gerade jetzt in meinem augenblicklichen Sinnen und Trachten daran gelegen ist, den statum controversiae zwischen Natur- und F r e i h e i t s t r ä u m e n recht deutlich einzusehen.“

Schellings Gegenschrift: „Denkmal der Schrift Jakobis von den göttlichen Dingen“ kam zu Tübingen noch im selben Jahre heraus. Ihr Kern liegt darin, daß ein Gott ohne Natur innerlich eben so leer, wie eine gottlose Natur sein müßte.

Nach diesem für die gemeinsame Fassung der Gottesidee vom Beifalle Einsichtiger begleiteten Waffengange, finden wir als Belege fortdauernder, familiärer Verbindung zwei Briefe Goethes vom 28. April und 16. Jänner 1816.

Der zuerst Angeführte spricht eine lebhafte Erinnerung aus an Schellings geistreiche und gründliche Unterhaltung über jene

Angelegenheiten, in denen Goethe ohne ihn sich nicht mehr so schnell zurecht finden kann, die ihn aber noch immerfort auf seine eigene Weise beschäftigen; in dem zweiten Briefe drückt er seine Sehnsucht nach einem neu angekündigten Werke Schellings aus:

„Ich bin geneigter, als jemals", schreibt er, „die Regionen zu besuchen, worin Sie als in Ihrer Heimat wohnen. Je älter man wird, desto mehr verallgemeinert sich alles und wenn die Welt nicht ganz und gar verschwinden soll, so muß man sich zu denen halten, welche sie aufzubauen im stande sind." Dieser Schluß deutet darauf hin, daß mit den angekündigten Werken „die Weltalter" und nicht deren schon im Jahre 1805 veröffentlichte Beilage: „Über die Gottheiten von Samothrake" verstanden ist. Mit der Veröffentlichung der „Weltalter" waren Anfänge schon Ende des Jahres 1811 gemacht, aber erst nach einer vollständigen Umarbeitung wurde ein Bruchstück davon im Jahre 1815 in Druck gelegt und nach Schellings am 20. Dezember 1854 im Badeorte Ragaz in der Schweiz erfolgten Tode in den VIII. Band seiner sämtlichen Werke aufgenommen.

Daher kommt es, daß Goethe über die geheimnisvolle Zurückhaltung des vollständigen Werkes noch am 27. Oktober 1829 an Schelling die Mahnung richtete: „Die schon früher angedeuteten und nun akademisch angezeigten und zugesagten „Weltalter" behalte ich sehnsuchtsvoll im Auge." Es war ja auch angezeigt worden, daß sie das eigentliche Ursystem der Menschheit ans Licht bringen würden, wobei der Gedanke zu Grunde lag, daß in der menschlichen Seele eine Mitwissenschaft von der Schöpfung verborgen sei. Unzertrennlich von der bereits angekündigten Geschichtsdarstellung soll jedoch die uralte Kabirenlehre sein. Diese als Beilage zu dem erwarteten größeren Werke enthält eine symbolische Darstellung der alten Gottheiten von Samothrake, war aber auf Grundsätze gebaut, die den Goetheschen zuwiderlaufen. Gott und die Natur nämlich sind nicht mehr identisch. Die Natur ist vielmehr der von Gott überwundene, ihm unterworfene Grund, über den er sich in vollster Freiheit erhebt. Als unbedingt notwendiges Wesen vereinigt er in sich die Kräfte der Selbstheit und der Offenbarung, ohne die er nicht persönlich und nicht göttlich sein könnte, mit der Sehnsucht, die Welt zu gebären, welche in der Natur sich verwirklicht.

In Wort und Schrift wiederholt hat Goethe über die Kabirenlehre mißliebig sich geäußert; ja dagegen sich ironisch und spöttisch verhalten.

Als Eckermann am 21. Februar 1831 davon sprach, daß anläßlich des am 30. Dezember 1830 zu München entstandenen Tumultes Schelling die Studenten durch seine Ansprache zur Ruhe gebracht habe, erwiderte Goethe: „es sei ihm dabei das Vorzüglichste gelungen; vom Gegenstande und Zwecke seiner Kabirenschrift könne man nicht dasselbe sagen“.

Bekannt ist der im zweiten Teile des Faust vorkommende Gesang der Sirenen:

„Fort sind sie im Nu, nach Samothrake geradezu verschwunden mit günstigem Wind. Was denken sie wohl zu vollführen im Reich der hohen Kabiren? Sind Götter wundersam eigen, die sich immerfort selbst erzeugen und niemals wissen, was sie sind?“

Und Proteus (unbemerkt) raunt dort dem Thales(=Schelling) zu:

„So etwas freut mich, alter Fabler! Je wunderlicher, desto respektabler!“

Schellings Erklärung der Kabiren und ihrer Namen war übrigens schon von Paulus, Welker und de Sacy bestritten.

Kuno Fischer im VI. Bande seiner Geschichte der neueren Philosophie sagt uns noch dazu, daß Schelling auch den unterweltlichen Dionysos mit dem oberweltlichen, die samothrakischen Gottheiten mit den etruskischen und den etruskischen Jupiter mit dem orphischen verwechselte.

Dies muß Goethe offenbar gewußt haben, denn, als Eckermann am 18. Februar 1831 auf die klassische Walpurgisnacht und auf die im Faust vorkommenden Kabiren mit Bezug auf die darüber gleitende Ironie zu reden kam, antwortete Goethe lachend: „Ich habe immerfort gefunden, daß es auch immer gut sei, wenn man etwas weiß.“

Ein Vergleich der fortschreitenden, nicht leicht erkennbaren Einflußnahme auf die Vorstellungen von Gott und Natur, wodurch diese Vorstellungen bei Schelling und Goethe nicht ganz unverändert sich erhalten haben, mag vielleicht noch einiges Licht auf die darüber noch streitigen Punkte werfen, welche mit Mühe und Vorsicht zu lösen bereits erste Autoritäten sich bestrebt haben. Schelling will den rohen Stoff empirischen Schauens durch die Idee aller Dinge beherrschen; denn die Idee, die für Goethe nur

ein Ergebnis der Erfahrung war[20]), und zu der man nur so weit zurückkommen soll, als sie durch die Erfahrung kontrolliert und modifiziert werden kann, entspringt für Schelling aus der unmittelbaren Anschauung des Absoluten, welche dem empirischen Denken als intellektuelle Anschauung sogar vorangehen soll. Kein Ding ist wirklich; es sei denn, daß der Geist es erkenne, oder: „empirischer Idealismus ist schon transzendenter Realismus."[21]) So gibt Schelling dem Subjekt, dem Ich, als Idealen nicht nur den höheren Rang vor dem Objekt, der Natur, sondern auch noch die Priorität. „Allein das Übergewicht des idealen Prinzipes über das reale Prinzip ist aus der Natur der Prinzipien nicht zu ergründen."[22])

Die erst neun Jahre nach Goethes Tode, im Jahre 1841 zu Berlin von Schelling gehaltenen Vorlesungen über positive Philosophie (der Mythologie und Offenbarung) sind nur ein auf Kantschem Felsengrunde geführter Ausbau seiner eigenen Abhandlung über die Willensfreiheit. Obwohl bereits im Jahre 1842 J. Frauenstädt die Hauptpunkte dieser positiven Philosophie kritisch darstellte und Konstantin Frantz sie nach ihrer Bedeutung für den allgemeinen Umschwung der herrschenden Denkweise auseinanderlegte, war von ihr die längste Zeit in der Geschichte der Philosophie nichts, oder sehr wenig zu finden. Die im Jahre 1894 erschienene zweite Auflage von Kuno Fischers Schelling (VI. Band der Geschichte der neueren Philosophie) und die von Eduard von Hartmann im Jahre 1897 gelieferte eindringende kritische Behandlung der ganzen Philosophie Schellings haben diesem Mangel gründlich abgeholfen.

Die Grundlinien zu dieser positiven Philosophie, ihre Vorbereitung kann man wohl schon in Schellings Abhandlung über die Freiheit finden. Dort hieß es: „Es gibt keine Erfolge und allgemeine Gesetze, sondern Gott, d. h. die Persönlichkeit Gottes ist das allgemeine Gesetz und alles, was geschieht, geschieht vermöge der Persönlichkeit Gottes, nicht nach abstrakter Notwendigkeit, die wir im Handeln nicht ertragen würden, geschweige Gott." Für

---

20) Prosaspruch Nr. 1016.

21) Schellings Abhandlung zur Erläuterung der Fichteschen Wissenschaftslehre 1796—7.

22) Arthur Drews in Anmerkung 18, Seite 343 der zitierten Münchner Vorlesungen.

die immer mehr hervortetende Tendenz Schellings, das von Spinoza angenommene Leben Gottes in der Welt mit seiner Überweltlichkeit (die Imanenz mit der Transzendenz) zu vereinen, und für den damit erstiegenen „Monotheismus“ hat Eduard von Hartmann die Bezeichnung: „Persönlichkeits-Pantheismus“ erfunden; er sieht auch darin „einen Rückfall vom reinen Pantheismus in einen pantheistisch gefärbten Theismus. Doch stellt er das also getaufte Mischprodukt dem Hylozoismus, zu dem Goethe sich bekannte, gegenüber“; denn dieser lehre eine dumpfe Beseeltheit und Innerlichkeit der Materie, während Schelling auch in seiner positiven Philosophie dem früheren Pantheismus nicht untreu geworden sei.[23])

Indem Goethe, sowie Kant ein Unerforschliches, das man ruhig zu verehren habe, anerkannte und auch in der Naturforschung an der Grenze der „Urphänomen“ stehen bleiben wollte, so sagte er über die theologisierenden Spekulationen Schellings am 23. April 1823 zum Kanzler von Müller: „Durch Schellings zweizüngelnde Ausdrücke über religiöse Gegenstände sei große Verwirrung entstanden und die rationelle Theologie um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht worden.“ Für ein ganz unbedingtes Präjudikat wider die positive Philosophie wird man aber diesen Ausspruch doch nicht ohne weiteres ansehen können. Insofern nämlich Schelling mit seiner positiven Philosophie auch wieder Ideen des Christentums in Einklang bringt, finden wir ebenso bei Goethe ein unablässiges Streben ähnlicher Art; das nämlich: daß er bei Erhaltung biblischer und geistlicher Ideen den seelenlosen Determinismus Spinozas mit der Monadenlehre des Leibnitz und mit dem Kantschen Idealismus verbinden und ausgleichen wollte.

Noch im Jahre 1828 erläuterte er den zur Zeit seines ersten Spinozastudiums (1784—1786) verfaßten aphoristischen Aufsatz: „Die Natur“ damit, daß darin **„eine Art** von Pantheismus gelegen sei, welcher im Hinblicke auf seine inzwischen gemachten naturwissenschaftlichen Fortschritte, wie der Komparativ zum Superlativ sich verhalte“. Es bleibt damit die Auffassung unverändert, nach der dem Innenleben der Natur eine Verwandtschaft mit dem Menschen und sogar persönliche Eigenschaften

---

[23]) Eduard von Hartmann: Gesammelte Studien und Aufsätze. Das philosophische Dreigestirn des 19. Jahrhunderts und Schellings posit. Philosophie. Berlin bei Dunker 1866, S. 654 und 683 Anmerkung.

zugeschrieben wurden. „Mit dem seelenlosen Pantheismus, der Gott in die Welt auflöset und die Einheit an die Vielheit zerstreut, sagt Professor Rud. Eucken[24]), hat Goethe nicht das Mindeste zu tun. Er vergißt daher über den unendlichen Bedingungen des Erscheinens nicht „das Eine, Urbedingende" — „Nur, daß Gott nicht von der Welt abgelöst und ihr, wie etwas fremdes entgegengesetzt, sein Wirken zu ihr nicht, als von draußen eingreifend, verstanden werde, behauptete Goethe."

Das Ganze von Goethes Weltanschauung hat Kuno Fischer als Leibnitzschen Pantheismus zum Abschluß gebracht, obschon er bei Darstellung der Leibnitzschen Philosophie nicht verhehlt hat, daß Leibnitz entschiedener Theist war und das Gegenteil von Spinoza sein wollte. Es habe jedoch, fügt er bei, in der Aufklärungszeit Deutschlands der Theismus scheinbar entgegengesetzte Verbindungen eingegangen, so daß Leibnitz mit seiner Lehre auch den Gesamtgeist der deutschen Aufklärung erfassen wollte.

Die Bezeichnung Leibnitzscher Pantheismus sähe wohl der anderen des „Persönlichkeits-Pantheismus" treffend ähnlich.

Indem Goethe unstreitig auch religiöse Überzeugungen und Glauben besessen hat, behauptete Hermann Grimm in der 10. Vorlesung, die Goethes Verhältnis zu Spinoza behandelt: „Goethe habe, wie dieser, Theologie und Philosophie, als ganz verschiedene Elemente betrachtet, unähnlich einander, wie Meer und Festland. Der Gott, den er empfand, habe nichts zu tun gehabt mit dem Gotte, den er zu deuten suchte."

In ähnlicher Weise sprach sich Richard M. Meyer in seiner preisgekrönten Arbeit über Goethe (Berlin, Ernst Hofmann & Ko., 1895, S. 456) aus: „Goethes fromme Naturverehrung nahm mit den Jahren immer mehr eine bestimmte theistische **Färbung** an; auch hier wurde es ihm, wie bei Homer, Bedürfnis, eine reale, mächtige Persönlichkeit als Quelle der bunten Fülle zu denken. Wohl blieb der Pantheismus immer seine Auffassung der Welt; aber der Gott, der früher mit der unendlichen Welt selbst eins war, er unterliegt auch jetzt dem Zwang der Stilisierung; als weiser Regent wird er unter andere Typen gereiht. So steht Brahma da in der wundervollen Trilogie; nicht der allweise und allmächtige

---

[24]) Festvortrag in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar am 9. Juni 1900, enthalten im Goethe-Jahrbuch, XXX. Band 1900.

Herr des „Vorspiels im Himmel“, sondern ein wohlwollender, gerechter Fürst, der aber in bestimmte Grenzen der Macht gebannt ist.“

Es ist wohl richtig, daß sich endlich Goethe ein **Analogon** Kantscher Vorstellungsart zuschrieb, weil er Kants Kritiken, besonders die Kritik der Urteilskraft seinem eigenen Schaffen, Tun und Denken analog fand. In den Aufsätzen: „Einwirkung neuerer Philosophie“ und „Anschauende Urteilskraft“ hat er auch des Kantschen Einflusses auf sich ausführlich erwähnt, Schellings aber neben einer Anzahl anderer Philosophen nur vorübergehend gedacht. Wer das unvergleichlich liebevolle Andenken zu würdigen versteht, welches Goethe seinem verklärten Freunde Schiller bewahrte, wer auch Schelling mit seiner Untersuchung über das Wesen der menschlichen Freiheit eine wiederholte Reproduktion der Kantschen Lehre bringen und schließlich auch Goethe der Freiheitsidee bis zu einem gewissen Grade submittieren sieht; wer erfährt, daß Schelling mit seinem Gegner, dem Kantianer Jakobi in der Annahme eines persönlichen Gottes, der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit ein Übereinkommen fand[25]), der wird zugestehen, daß dergleichen auf die mehrere Hinneigung Goethes zu Kant mitgewirkt und die obige, nicht mißzuverstehende Erklärung veranlaßt haben dürfte.

Daß infolgedessen die Lehre Spinozas Goethen nicht mehr genügen konnte, ist eine ziemlich allgemein anerkannte Tatsache, zu welcher wir einen die Seelenfrage angehenden Beitrag bereits geliefert haben. Daß aber deswegen Goethe sich von seiner eigenen Art des Pantheismus losgesagt und darum sich anschickte, seinen Naturalismus und Monismus zu widerrufen, wäre nicht aufrechtzuerhalten, so lieb es allen Kantianern wäre, so ungern es andere sehen würden, die bekennen, daß die Grundlinien ihres Weltbildes noch unverändert jene des Spinoza sind. Es ist der um Aufklärung, Fortschritt und Kultur hochverdiente H. St. Chamberlain, der in seinem monumentalen Werke über Richard Wagner (S. 206) nebenher die Bemerkung einfließen ließ: „Es ergeht ihm (R. Wagner) ähnlich wie Goethe, der sich zwar vorübergehend zu Spinoza bekannte, nichtsdestoweniger jedoch den monistischen Gedanken als steril verwarf. „Durch die Alleinigkeitslehre, meinte

[25]) Siehe Arthur Drews Anmerkung 116 zu den zitierten Münchner Vorlesungen.

Goethe, wird soviel gewonnen, als verloren, und zuletzt bleibt das so Tröstliche als untröstliche Zero übrig."

Zweifellos ist zwar, daß sowohl Spinoza, als Leibnitz auch Monisten waren; der Erste je nach Bedürfnis bald im Gewande des Materialismus, bald in der Soutane des Spiritualismus; Leibnitz aber nur diesem ergeben blieb. Man muß nicht wenig Gewicht darauf legen, daß Pantheismus mit Monismus doch nicht ganz gleichbedeutend ist, weil es nicht nur Arten des Pantheismus, sondern auch eine dritte Art des Monismus gibt: „welche eine lebendige Einheit herstellen und in ihr auch dem Seelischen eine Ursprünglichkeit wahren will"[26]) und daß gerade diese dem Sinne Goethes entsprechend gewesen ist. Auch er wußte, daß nur durch Einheit das Mannigfaltige lebendig wird.[27]) Wir dürfen aber auch die zahlreichen, bis in die letzten Lebensjahre Goethes hinaufreichenden Enunziationen nicht unbeachtet lassen oder bei Seite schieben, wonach es unmöglich ist, anzunehmen, daß er seinen Naturalismus und ausgesprochenen Monismus ganz aufgegeben habe, sondern eben nur den Monismus des Spinoza, bezüglich dessen das von Chamberlain gebrachte Zitat wirklich ins Schwarze trifft.

Von jenen Enunziationen ist wohl die kräftigste, welche Goethe in den „Annalen" oder Tag- und Jahresheften anmerkte:

„Jakobi ‚von den göttlichen Dingen' machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott! Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?" usw. Daß Goethe von dieser im Jahre 1811 bezeugten Vorstellungsweise nicht abgegangen, daß sie ihm vielmehr tief eingewurzelt war, und er sie bis in sein höchstes Alter bewahrte, bestätigen unter anderen auch

---

[26]) Rudolf Eucken: „Die Grundbegriffe der Gegenwart", Leipzig, Veit und Ko. 1893, S. 141.

[27]) Vgl. den von ihm der Frau v. Stein in die Feder diktierten Aufsatz, enthalten in unserem Aufsatz: „Goethe und die Seelenfrage", 3./4. Heft der ö. u. Revue ex 1904, S. 198.

seine Gespräche mit Eckermann, von denen wir beispielsweise nur jene vom 8. Oktober 1827, vom 2. August 1870 und vom 11. März 1832 (gegen den Schluß) hervorheben.

Der persönliche Umgang mit großen Männern ist ein unschätzbares Gut nicht nur für jene, die ihnen mit tieferem Eindringen in ihr Denken und Wollen ein kongeniales Verständnis entgegenbringen, sondern auch für die Nachwelt, welche sie durch Übertragung dieses Verständnisses erleuchten und zu Dank verpflichten.

Wie wir in diesem Betreffe Herrn Chamberlain für sein großes, eine einheitliche Skizze des Lebens, dann des gesamten Denkens und Schaffens von Richard Wagner bietende Werk verpflichtet sind, so haben wir auch Schelling für tiefere Einblicke in Goethes Wesen zu danken, selbst da, wo er von dessen Denkweise abgewichen ist. So hat er bei der neuen Darstellung des Sinnes seiner Naturphilosophie, während seiner im Jahre 1827 zu München gehaltenen Vorlesungen, eine wichtige Bemerkung über Goethe gemacht, die sich auch in einem das System der Weltalter einschließenden Manuskripte aufgezeichnet fand. Die Stelle lautet: „Goethe war wohl der erste Verkünder einer neuen Zeit; aber er blieb eine isolierte, nicht bloß seiner Zeit, sondern sogar sich selbst unbegriffene Erscheinung; das wahre Licht über ihn gab ihm selbst erst die große, durch Kant bewirkte Veränderung, von welcher an der durch sie geweckte Geist sukzessiv alle Wissenschaften und die ganze Literatur ergreifen mußte.“

„Die Hochzeit des Figaro“ von M. v. Schwind.

Von **Otto Erich Deutsch**, Graz.

Wenn einer heute trotz der Hochflut von Büchern und Essays, die in den letzten Jahren über Schwind erschienen oder für die nächste Zeit angekündigt sind, noch etwas über den endlich gewürdigten Meister schreiben will, so muß er sich entschuldigen. Es handelt sich in diesem Falle um ein bisher so gut wie unbekanntes Werk des jungen Künstlers[1]) aus seiner frühen Wiener Zeit (1825), das zwar auf zwei Ausstellungen (Schubert-Ausstellung, Wien, 1897 und Schwind-Ausstellung, München, 1904) zu sehen, aber sogar dem Verfasser der zuletzt bei Velhagen und Klasing erschienenen Monographie, Friedrich Haak, unbekannt geblieben war. Der Hochzeitszug des Figaro, ein Album mit 29 Federzeichnungen, im Besitz der Tochter Schwinds, Frau Marie Baurnfeind in München, ist bisher also der großen Öffentlichkeit vorenthalten geblieben. Da aber dieses Jugendwerk die erste Staffel auf der Ruhmesleiter des Meisters darstellt und mir nähere Daten über Veranlassung, Entstehung und Aufnahme der Zeichnungen zur Verfügung stehen, so darf ich wohl auf Ablaß hoffen.

Jedem deutschen Leser ist jetzt wenigstens eine Skizze über das Leben und die Werke des gefeierten Meisters zu Gesicht gekommen, so daß wohl biographische Mitteilungen überflüssig sind. Ich will nur die bekanntesten Jugendwerke, von denen ja noch lange nicht alle gefunden und veröffentlicht worden sind, in Erinnerung rufen. Nach dem Selbstporträt (1822), den Vignetten zu „Tausend und eine Nacht“ (1823) und zu einer Shakespeare-Übersetzung (1823), nach den unver-

---

[1]) 30 Lichtdrucktafeln nach den Originalzeichnungen. Mit einer Einleitung vom Skriptor des städtischen Museums in Wien, Dr. Alois Trost. Wien, 1904. Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

öffentlichten „Gräbern“ oder „Todesgedanken“ (1823—1825) kam die Zeit, da der junge Maler, auf Broterwerb angewiesen, für das lithographische Institut von M. und J. Trentsensky in Wien fleißig arbeiten mußte. Es entstanden die lithographierten Zyklen „Robinson Crusoe“ (1823), „Österreichs Sagen und Heldenmahle“ (1823), „Kinderbelustigungen“ (1823), „Verlegenheiten“ (Schobers lithographisches Institut, 1824), „Reihenfolge der ungarischen ersten Heerführer, Herzoge und Könige“ (1824/25, lith. von Josef Kriehuber), „Kostümbilder“ der Schauspieler des Leopoldstädter Theaters nach dem „Bauer als Millionär“ (1825, dtto.), „Das Turnier“ (1825), „Zrinys Ausfall aus der Festung Szigeth“ (1825, Einzelblatt), „Herr Winter“ (1825, erste Fassung), „Landpartie auf den Leopoldsberg“ (1825), „Ritterspiegel“ (1825) und „Krähwinkeladen“ (1826). In dieser Zeit vor den ersten Meisterwerken, dem „Spaziergang“ und dem „Wunderlichen Heiligen“ (1827/28), in dem fruchtbaren Jahre 1825 schuf also der 21jährige Schwind unseren „Hochzeitszug“.

Das Libretto zu Mozarts herrlicher Oper „Figaros Hochzeit“ ist bekanntlich von dem unglücklichen Abbate da Ponte nach dem berühmten Lustspiel des Franzosen Beaumarchais (übersetzt von L. F. Huber, später von L. Fulda) geschrieben worden. Der Inhalt des Stückes, eine Art Fortsetzung des „Barbiers von Sevilla“, ist ja männiglich bekannt. Am Schlusse des dritten Aktes der Oper (4. Akt, 7. Auftritt des Lustspiels), da die Verbindung Figaros und Susannens trotz aller Intriguen gesichert scheint, defiliert ein imposanter Hochzeitszug vor dem gräflichen Paare. Diese Szene war es, die Schwinds malerisches Empfinden entzückte.

Er sah die Oper, die seit dem 1. Mai 1786 am k. k. Nationalhoftheater in Wien gegeben wurde, im Dezember 1823 zum ersten Male und berichtet darüber seinem väterlichen Freunde, dem Dichter Franz v. Schober, am 22. Dezember 1823: „... Ich bin so voll Husten und Strauchen, daß ich nicht ausgehen kann. Ich fing vor einigen Tagen an Eisschuh zu laufen und das kommt mir sehr übel zu stehen. Man kommt in einen verzweifelten Schweiß, und wenn man dann in den Schnee fällt, was sehr leicht geschieht, so kühlt man sich wieder ab. Zudem ging ich vom Eis weg ins Theater, wo es sehr leer und sehr kalt war. Es war **nur** Figaros Hochzeit. Herr Wächter sang den Grafen und seine junge Frau den Pagen. Die Erfindung und die Musik, wiewohl ich sie schon etwas kannte, setzten mich in Erstaunen. Wie notwendig jedes ist und wie wahr! ...“

Ein Jahr darauf wurde der „Figaro“ von einer italienischen Operngesellschaft in Wien, wahrscheinlich im Kärntnertortheater, aufgeführt und der treue Mozartjünger Schwind versäumte auch diese Vorstellung nicht. In einem unveröffentlichten Brief an Schober vom September 1824*²) nennt er die Aufführung „schöner als alles, was man hören und sehen kann“, und schreibt weiter: „Könnte man diese Darstellung fixieren, ich ging fast eher hin als nach Rom und wenn es Paris wäre, das mir doch grauslicher ist als Steinkreide.³) Ich werde dir einen eigenen Brief darüber schreiben . . .“ Damals reifte in dem jungen, enthusiasmierten Künstler der Gedanke, eine Szene aus der lieblichen Oper mit seinem Stift zu bannen. Und am 20. November 1824 erzählt er, seinem Versprechen gemäß, dem Herzensfreunde in einem längeren Briefe* von den Eindrücken, die er durch die Aufführung der Stagione gewonnen hatte: „Da ich doch gleichsam in Geschäften schreibe, so erlaube mir eine Art von Aufsatz einzuschalten, den ich lange schon zu schreiben gedachte. . . Wenn du lieber von mir hören willst oder zu dergleichen nicht aufgelegt bist, so lies bei dem Zeichen weiter, das ich machen werde, und verzeihe mir, daß ich so weit unnütz geplaudert. Du wirst wohl wissen, daß hier die Hochzeit des Figaro v. Mozart von der italienischen Operngesellschaft gegeben wurde. . . Ich aber ging in den fünften Stock und saß zu meiner Freude allein an einem Pfeiler. Die Ouverture beginnt etwas zu schnell, ohne allgemeine Betrachtung, unvermuthet, eilend heiter, dann leicht verwickelt durch schwebende Klagen, eine fast unmerkliche Fuge, die in Trompeten und Pauken zu endigen scheint. Sogleich tritt das erste Thema auf, der zarteste, gebildetste und feinste Scherz, den man sich denken kann, das zweite zum Scherz ernsthaft, kaum zu unterscheiden unter der zarten Verwirrung von Läufen und fugirten Übergängen, als wollte sie’s den ersten Ouverturen vorthun. Endlich überlaufen sie die Themas und enden mit einer Art von Spott in den Läufen, die einem greinenden Baß antworten und dann mit palastartigen Trompetenstößen. Breite Stiegen, Diener, Graf und Gräfin. Liebe — das muß kommen. Der Vorhang geht auf und der Camariere in dunkelrothem Sammt voll Gold mißt den Raum für ein Brautbett, o unschätzbarster aller Eingänge! Den Gang der

²) Die mit * bezeichneten Stellen stammen aus unveröffentlichten Briefen im Besitze des bekannten Sammlers Arnold Otto Meyer in Hamburg.

³) Später kam Schwind nach Rom und trotz seines Franzosenhasses auch nach Paris.

Sache weiß man und ich will nur von den Personen sprechen. Graf und Gräfin sind von der tiefsten Wahrheit. Er ein feuriger, nobler, tiefer Libertin, der nicht genießen will, was er nicht erringen muß, im Begehren viel glücklicher und einheimischer als im Zugreifen. Darum kömmt er auch zu nichts. Die Gräfin liebt er, kann sich aber nicht anders äußern als galant oder eifersüchtig, denn sie enthält sich aus Anstand und aus übelverstandener Achtung gegen ihren Gemahl aller Ausgelassenheit, ohne die er nicht bestehen kann. So fühlt sie sich fremd, verkannt und betrogen. Ihre Arien sind das anständigste, zarteste und ausgearbeitetste, was man sich denken kann. So sind sie durch ihre Verheirathung oder vielmehr durch die Äußerlichkeiten getrennt statt zusammengebracht, darin liegt der Grund zu dem doppelten Interesse, einerseits den Grafen auf seinen Schlichen zu überwachen, andrerseits die Gräfin zu Schritten zu bringen, die ein anderes Verhältnis zeigen als ein gesetzliches. Wie sehr der Graf alles Herkömmliche verachtet, zeigt er bei der Aufhebung des rito feudale[4]) und seinem Schleichhandel während der Hochzeitsfeierlichkeit. Figaro und Susanne heiraten ihnen vor der Nase, voll Scherz und Feinheiten, und sie sehen es noch nicht ein. **Das eigentliche Motiv der Oper ist aber der Page.** Wenn du den Gang der Handlung verfolgst, so wirst du sehen, wie sehr er ohne Schuld immer Verwirrung in die Verhältnisse bringt und darum auch verfolgt wird. Bis im großen Rendezvous, wo er so zu sagen den Ton angibt. Von seinem Charakter will ich nicht sprechen. Mirate il bricconcello, mirate quanto e bello. Von seiner Zwitternatur mußt du mehr verstehen als man sagen kann, sonst erfahrst du nie, wie er aussieht. So heißt es immer schweigen, wenn das eigentliche kommen soll und so mache ich mein Zeichen . . ."

„Das eigentliche Motiv der Oper ist der Page!" Für den Kenner der Kunst und des Lebens Moritz v. Schwinds sind diese Worte eine Offenbarung. Denn ein richtiger Instinkt war es, der den Künstler in dem holden Pagen Cherubin sein Spiegelbild sehen ließ. Es war kein Zufall, daß der junge Schwind von den Freunden im „Mondscheinhaus" den Spitznamen Cherubin erhielt.[5]) Der schlanke

---

[4]) Im ersten Akt nötigt der schlaue Figaro den Grafen vor dem Volke, auf das berüchtigte Herrenrecht bei der Hochzeit von Leibeigenen zu verzichten.

[5]) Die Schwärmerei für diese Pagenfigur lag damals in der Luft. So verliebte sich Grillparzer in die schöne junge Sängerin Henriette Teimer, als sie in der „Hochzeit des Figaro" den Cherubin spielte. Er wagte es nicht, ihr zu

Jüngling war ein Liebling der Frauen, die ihn alle wie einen guten Kameraden behandelten. „Wenn den die Mädchen lieben, so wissen sie warum.“ Und wenn sein späterer Lehrer in München, der große und doch kleinere Cornelius zu Schwind einst tadelnd sagte: „Ihre Wiener Sachen sind wie von einem Frauenzimmer“, so steckt in dieser herben Nuß ein guter Kern. Und Bauernfeld schrieb 1873 über den verstorbenen Freund: „Beherbergte die Natur des jungen Künstlers viel des Zarten, Weichen, beinahe Weiblichen, so grübelte und spintisierte er nicht wenig, war immer bewegt, unruhig, eine Art von Selbstquäler, von seinem eigenen Tun und Lassen unbefriedigt.“ Schwind hat in seinen großen Märchenzyklen eine Apotheose des Frauenherzens und der Frauentugend geschaffen; in ihm finden wir die Frauenseligkeit der mittelalterlichen Minnesänger wieder. Er war aber nicht nur ein ritterlicher Freund der Frauen, in ihm steckte als echtem Wiener[6]) selbst ein Stück Weib. Denn im Wesen des wahren Wieners liegt cca. 30 % W, um mit Otto Weininger zu sprechen. Diese seltsame Mischung schafft Gutes und Böses. Das Ewig-Weibliche artet zum Weibischen aus bei denen, auf die Capuas „Sommerhauch entnervend wirkt“. Das werden dann die raunzenden „Kapauner“, wie sie Ferdinand Kürnberger berichtigend schalt. Oder diese wienerische Weiblichkeit des Gemüts paart sich mit einer gesunden Männlichkeit des Willens, dann kann sie die schönsten Früchte zeitigen, wie bei unserem Schwind. „Schwind ist ein echtes, modernes Wiener Kind“, sagt Muther in seiner „Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts“ (I., 238ff.). „Von drei Dingen besitzt Wien das Schönste: die schönsten Frauen, die schönsten Lieder und die schönsten Walzer. . . . Ein Kind dieser Stadt der schönsten Frauen, der Lieder und der Tänze war Moritz Schwind, das kündet die frauenhafte Art seiner Kunst, ihre Melodie und ihr Rhythmus. Von der Musik kam er eigentlich her; in dem singenden, klingenden Wien hatte es ihm Mühe gemacht zu erraten, wo seine Begabung liege[7]), aber auch für die Reize schöner Weiblichkeit hatte er zeitlebens ein offenes Auge. . . .“

nahen, aber seiner Sehnsucht gab er in dem stürmischen Gedichte „Cherubin“ Ausdruck. Dieses Poem kam ohne sein Zutun in die Hände der Dame, die aus Begeisterung geneigt gewesen wäre, den Dichter zu erhören. Ein tragisches Geschick wollte es, daß er nichts von seinem Erfolge erfuhr.

[6]) Schwind war bekanntlich in Wien geboren, aber seine Abstammung war keine urwienerische. Gleichwohl ist er einer der besten Vertreter des Wiener Typus der Biedermeierzeit.

[7]) Schwind studierte anfangs Philosophie.

Schwind entschloß sich bald, aus der geliebten Oper den „Hochzeitszug“ zu zeichnen. Und am 2. April 1824 kann er bereits an Schober berichten: „. . . Ich bin eben mit einem langen Hochzeitszug fertig geworden, der auf dreißig Blättern viel Ernsthaftes und Lustiges enthält. Die Brautpaare sind Figaro und Susanna; Bartolo und Marcelline, der Graf und die Gräfin gehen auch mit. Voraus ziehen Musikanten, Tänzer, Soldaten, Bediente, Landleute, Pagen und solches Volk. Zurück[8]) kommen Gäste und Masken: die vier Romane aus der „Lucinde“ (von Schlegel), der verliebte Papageno, die vier Jahreszeiten, dann ein Blatt mit verschiedenen Personen, die gleichsam den Schluß machen; dann ist Cherubin der Page und die niedliche Barbarina in einer Laube beisammen. Es sind über hundert Figuren und drei bis vier auf einem Blatt. Das Papier ist sehr fein, die Federn haben mir oft viel Kreuz gemacht. Ich bin sehr begierig, was Du sagen wirst. Ich glaube, daß Einiges gut ist und das Ganze neu . . .“ In der Fortsetzung dieses öfters unterbrochenen Briefes heißt es: „Morgen werde ich es[9]) der Netty Hönig[10]) zeigen, die es viel — angeht, habe ich gestern noch schreiben wollen, da kam aber Schubert und Bauernfeld mit einem sehr lustigen Fremden. Heute fangen wir an, anzuschauen führt der Teufel den Hieber und Smetana daher, Figaro wird versteckt und ich mache mich davon. Wenn einem so billige Freuden durch so Zeugs verdorben werden, ist das nicht sehr elend? Schubert sollt' schon den ganzen Nachmittag kommen und laßt mich sitzen. . . .“ Hyazinth Holland, nach Lukas v. Führich der zweite Biograph des Meisters, folgert aus dem letzten Passus, daß Schwind Schuberts Kopf auch in den Festzug zeichnen wollte. Da er aber vorher die 30 Blätter fertig nennt, scheint mir diese Vermutung unbegründet, obwohl ja Schwind sich und seine Freunde auf vielen Bildern porträtiert hat. Jedenfalls ist der markante Schubertkopf, den Schwind so oft gezeichnet und gemalt hat, in unserem Album nicht zu finden.

Bevor wir auf eine nähere Beschreibung des Schwindschen „Hochzeitszuges“ eingehen, wollen wir noch von seinen Erfolgen erzählen. Am 25. Juli 1825 berichtet Schwind an Schubert*: „. . . Ich weiß

---

[8]) „Zurück“ statt hinterher.

[9]) Den „Hochzeitszug“ nämlich.

[10]) Tochter des Wiener Advokaten Franz Hönig (1755—1852), in dessem Hause Schwind, Schober, Schubert und Bauernfeld viel verkehrten. Der „liebe Schatz“ gefiel unserem Meister ebenso gut wie dem liebesarmen Schubert. Annette Hönig vermählte sich später mit Ferd. Frhn. Mayrhofer-Grünbühel.

nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß ich bei Grillparzer war. Er zeigte viel Freude über meine „Hochzeit" und versicherte mich, in zehn Jahren werde er sich noch jeder Figur erinnern. Da wir in Ermanglung eines Weimarschen Herzogs, der zu schützen (schätzen?) und zu zahlen vermag, nichts begehren können, als das geistige Urteil bedeutender Männer, so kannst Du Dir denken, wie vergnügt ich nach Hause ging. Übrigens bezeugte er sich sehr freundlich und gesprächig, großenteils über die mangelhafte und erkünstelte Richtung gewisser Künstler[11]) und Gelehrten, die wir kennen. Daß er die „Hochzeit des Figaro" ganz so ansieht, wie ich, war mir kein kleiner Triumph. . . ."

Durch die Vermittlung Grillparzers kamen die 30 Blätter auch ins Schwarzspanierhaus zum alten Beethoven, den Schwind schon damals zu schätzen verstand. Nach einer Überlieferung, die immer noch kolportiert wird, soll Beethoven beim Anblick der Zeichnungen ausgerufen haben: „In dem lebt der göttliche Funke!" Seit ich in Heinrich v. Kreißles Schubertbiographie (S. 66) den beglaubigten Ausspruch Beethovens „Wahrlich, in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!" gefunden habe, zweifle ich an der Richtigkeit der erwähnten Version. Jedenfalls würde diese ehrende Prophezeihung durch die Wiederholung entkräftet. Unglaublich aber ist die Wiederholung nicht, denn selbst die größten Geister werden im Alter gesprächig und freigebig im Lobe für die junge Generation. So hat auch Goethe in jenen Jahren („Kunst und Altertum", VI. Bd., S. 413) über den jungen „Herrn v. Schwind aus Berlin", von dem er einzig und allein das Dutzend mittelmäßiger Titelvignetten zu „Tausend und eine Nacht" kannte, ein überschwängliches Urteil gefällt, auf das der **reife** Meister sicher nicht mehr gar stolz war. Tatsache ist, daß Beethoven an dem „Hochzeitszug" seine Freude hatte und ihn in seinen letzten Tagen (1827) bei sich behielt. Schwind heftete später die losen Blätter zusammen und schrieb auf das Vorsatzblatt des Albums: „Dieses Heft hatte der alte Beethoven in seiner letzten Krankheit bei sich. Nach seinem Tode bekam ich es erst wieder zurück." Der Vermerk ist auch in der Ausgabe Trosts faksimiliert.[12])

Auch andere Freunde und Bekannte Schwinds sprachen sich in ihren Memoiren über den „Hochzeitszug" begeistert aus: Bauernfeld

[11]) Gemeint sind wahrscheinlich die „Nazarener".

[12]) Eine Federzeichnung Schwinds zeigt den gut porträtierten Kopf Beethovens. Auch in der „Lachnerrolle" findet sich ein Konterfei des Meisters. Das „Beethoven-Tryptichon" der „Mondscheinsonate" erwies sich als Fälschung.

schreibt im 12. Bande seiner „Gesammelten Schriften", „Aus Alt- und Neu-Wien" (1873, IV., S. 64), über die musikalische Veranlagung Schwinds, den er zuerst den malenden Schubert nannte: „Eine Jugendarbeit, eine Reihe Blätter von reicher Erfindung und reizender Zeichnung: „Die Hochzeit des Figaro" konnte nur von einem musikalischen Maler herrühren, und die Kartons zur „Zauberflöte"[13]), für das neue Opernhaus bestimmt, sowie die Entwürfe zu den Opernszenen fürs Foyer führten den alten, aber noch lebenskräftigen Mann wieder der Richtung zu, den Keimen, die in der Seele des Jünglings gelegen". Auch Joseph Frh. v. Spaun,[14]) gleichfalls ein Jugendfreund Schwinds, berichtet in seinen „Lebenserinnerungen" über den Meister (Jahrbuch der Grillparzergesellschaft, VIII., S. 275 ff. Mitgeteilt von Carl Glossy): „. . . Auch zeichnete er in reizender Weise den Hochzeitszug aus der Mozartschen Oper „Figaros Hochzeit". Die Dichterin Helmina von Chezy, deren „Rosamunden"-Text Schwind nicht gerade schmeichelhaft bekrittelt hatte, erzählt in ihren „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (1858, II., S. 266): „. . . Moritz von Schwind arbeitete jenen Sommer an seiner köstlichen Zeichnung „Die Hochzeit des Figaro". Welche Kraft, welche Gedankenfülle, welch überschwänglicher Humor, welche Heiterkeit! Wer mag das köstliche Kunstwerk besitzen? Nur in den besten Werken der florentinischen Schule habe ich eine so innige Verschmelzung der Romantik mit dem Geist der Antike gefunden . . ." Und ihr ältester Sohn Wilhelm Chezy schreibt in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben", wo er in wenig liebevollen Worten von seiner Mutter und seinen Brüdern erzählt (1863, II., S. 80) über Schwind: „. . . Er hatte damals schon den Hochzeitszug des Figaro gezeichnet, welchen wohlerfahrene Kenner die Bürgschaft einer großen Zukunft nannten. Die Vorhersagung hat sich erfüllt, nur mit dem Vorbehalt, daß in Wien selbst der Meister eine verhältnismäßig geringe Anerkennung gefunden, obschon er, was hier sonst sehr ins Gewicht zu fallen pflegt, draußen ein berühmter Mann geworden. . . ."

Diese Lobsprüche habe ich angeführt, obwohl sie nicht alle als vollwertig zu nehmen sind. Daß der werdende Künstler durch die allgemeine Anerkennung der Besten seiner Zeit nicht übermütig wurde, sondern sein Jugendwerk bald gebührend einzuschätzen lernte, gereicht

---

[13]) Diese Kartons sind jetzt im II. Stock des K. k. kunsthistorischen Hofmuseums in Wien („Aquarelle und Handzeichnungen") zu sehen, wo bekanntlich auch die „Melusine" hängt.

[14]) Hofrat und Lottodirektor, Freund und Förderer Schuberts, 1788—1865.

ihm zu hoher Ehre. So schreibt er in einem Briefe an Schober vom Jänner 1833, wo er über das Mißlingen der ersten Entwürfe für das Tiek-Zimmer der Münchener Residenz klagt: „Ich bin anfangs selbst erschrocken; aber denk' an den Figaro, der auch Allen gefallen hat, und Du hast den Schlüssel. . . .“ Der reifere Künstler achtet nicht mehr auf die Zurufe der Menge; unbeirrt klimmt er seinen steilen Pfad hinan.

Von den 30 Blätterrn des „Hochzeitszuges“ sind nur 29 in dem Album der Frau Baurnfeind enthalten, während ein fehlendes Blatt vor kurzem von Dr. Gustav Glück[15]) (Hofmuseum in Wien) im Besitze des Herrn Arnold Otto Meyer in Hamburg gefunden wurde.

---

[15]) Dr. Glück und Dr. Trost sind mit der Herausgabe einer umfassenden Schwindmonographie beschäftigt, die im Auftrage des Unterrichtsministeriums erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Golgatha.

Von J. S. Machar, Wien.

Übersetzt von Dr. Heinrich Fischer, Prag.

Die dritte Stunde war's, da zwischen Kreuzen
Das Kreuz erstand.
Noch von der Müh' gerötet,
Auf blutgetränkter und zerstampfter Erde
Die Söldner saßen, die Gewänder teilend.
Auch um den Rock, durchaus gewebt in Einem,
Die Würfel rollten.
Viele aus der Menge
Zum Kreuze blickend, drängten sich heran
Und schüttelten das Haupt: „Haha, haha,
Nun, steig' herab, du nanntest dich ja König,
Den Tempel Gottes wolltest du zerstören
Und in drei Tagen wieder auferbauen,
Nun hilf dir selbst!" —
Auch Priester, Schriftgelehrte
In langen, weißen Bärten standen da
Und sprachen zueinander: „Ja so ist's!
Er half ja Andern, mag er selbst sich helfen!" —
Von Ferne sahen zu auch viele Frauen,
Die früher ihm gedient in Galiläa,
Salome, Magdalena und Maria,
Und die mit nach Jerusalem gezogen.
Doch er am Kreuze hing inmitten zweier Schächer,
Nackt, kahlgeschoren. Blut klebt ihm am Leibe,
Die Spur der Geißeln. Rote Streifen flossen,
Von Hand und Fuß zur Erde niederträufelnd.
Gebrochen blickt sein Auge in die Ferne
Hin zu der weißen Stadt, den Hügeln, Hainen,
Zum Kamm der sanften Höhn, in deren Schoße
Ruhn Galiläas blaue Seen und Wässer.

Er neigt das Haupt.
Da weht es an sein Ohr
Wie Flügelschlag. Doch nicht des Vaters Engel,
Die müde Seele mit dem Kelche labend, —
Der böse Geist auf Fledermäuseschwingen
Schwebt durch die Lüfte, die er flatternd teilt.
Und Jesus mußt' es dulden, daß sich Satan
Am Kreuze niederließ, heran sich beugend,
Sein matter Geist war nicht mehr kampfesfähig.

Und Satan sprach: „Du unglücklicher Dulder,
Am Holz des Kreuzes sehen wir uns wieder,
Zum letztenmal. Denn heute ist's entschieden.

Der Kampf ist aus.
Weißt du, wie vor drei Jahren
Ich in der Wüste auf den hohen Berg dich
Hinaufgetragen, wie ich dir gezeigt
Die mächt'gen Reiche, wie ich dort verhießen
Dir ewigen Ruhm, ja alles, wenn du fallend
Dich beugtest meiner Macht? Du lehntest ab.
Da gingst du hin, das Himmelreich verkünden
Den Armen, Schwachen, wolltest reinen Herzen
Verleihen Gnaden, welche ewig währen,
Der Einfalt wolltest du die Wege weisen
Zum Ruhm des Vaters und Geschlechtern löschen
Die Spur von Adams Fluch von ihrer Stirne.

Du gingst dem Tod entgegen still ergeben
Gleich einem Lamm, das seinen Mund verschließt,
Und hast dein Blut vergossen gleich dem Tau,
Auf daß es deine junge Saat befeuchte.

Jesus von Nazareth, sieh hier die Menge,
Die wogend heute um dein Kreuz sich schaart!
Als jüngstens feierlich du Einzug hieltest
In ihre Stadt, da streute sie noch Palmen
Den Hufen deines Esleins, rief dir Heil zu,
Und nannte dich begeistert Davids Sohn.
Sie wähnte, Gottes Reich sei nun erstanden,
Herangebrochen die ersehnte Zeit
Von Milch und Honig. Aber du lehnst wieder ab.
Und der enttäuschte Haufe, racheschnaubend
Brüllt „Kreuzige!" in des Pilatus Ohren.
Und also wandeln sie, die Köpfe schüttelnd
Und höhnen dich: „Hier hängt der Juden König!
Er mag sich helfen! Gottes Sohn sein wollt er,
Doch scheint's, der Vater hat des Sohns vergessen!" —

Ja, es vergaß der Vater.
Sieh den Himmel,
Wo, wie du wähnst, in vollem Glanz er thronet:
Klar lächelt er in wolkenloser Ruhe
Mit seinem fühllos, kalten, blauen Lächeln
Wie vor dir, so auch nach dir. Und der Vogel
Im Äther schwebend, und das Würmchen, das
Am Boden kriecht, es lebt und lebte stets
Nach einer Regel, nämlich nach der meinen.
Der Stärkere bewältigt stets den Schwachen,
So auch den Menschen. Und das weite Weltall,
Es ist mein Reich, denn ich, ich bin das Leben.
Ich herrsche durch mich selbst. Denn in den Herzen
Sitz' ich, und niemand wird von dort mich je verdrängen.
Nicht du und nicht dein Vater. Dein Reich Gottes
Ist nur ein Traum, ihn lasse ich den Menschen.

Sieh unterm Kreuze dort den römischen Krieger.
Der plaudert mit den weisen Schriftgelehrten!
So bleibt es stets. Die beiden, sie sind Erben
Jetzt deiner Worte, deiner Träume. Jener
Wird seine Götzen, dieser seinen Jahve
Eintauschen bald für deinen Namen, doch
Die Welt wird leben stets nach meiner Regel.

Warum nahmst du nicht damals all die Reiche
Und all den Ruhm aus meiner Spenderhand?
Dein junges Leben endete nicht hier
In Schmach und Qual. Du könntest länger leben
Zum eignen Glück, zum Wohle von Millionen.
Und was schufst du? Tod sätest du und Zwietracht.
Du selber fällst zuerst. Um deinen Namen
Und deine Träume fließt das Blut in Strömen
Am Kreuz, auf der Arena, auf der Richtstatt.
Und wenn dein Traum anscheinend obgesiegt,
Dann geht in deinem, nur in deinem Namen
Das Morden weiter an. Soweit die Blicke reichen,
Entflammen zahllos helle Scheiterhaufen,
Woselbst in deinem Namen Opfer brennen.
In deinem Namen werden Kriege wüten,
In deinem Namen werden Städte lodern,
In deinem Namen wird das Land verwüstet,
In deinem Namen Fluch auf Fluch geschleudert,
In deinem Namen Sklaverei getrieben
Mit Leib und Seele.
Sieh' nur dort den Krieger
Und Schriftgelehrten! Jener, er wird morden
In deinem Namen, dieser wird ihn segnen

In deinem Namen. Millionen lassen
Dereinst für deinen Traum der Güter höchstes,
Ihr Leben. Und über dem vergossnen Blute
Wird einst dein Traum von Gottes ew'gem Reiche,
Vom Himmelsruhme leuchten als Phantom,
Das als Ersatz den Toten, als ein Lockbild
Den Lebenden vor Augen schweben wird.
Warum nahmst du nicht damals all die Reiche
Und ird'schen Ruhm? Denn mein nur ist das Leben,
Das Leben ich, ich bin der Herr hienieden
Und ewig throne ich in Herzen und in Seelen! ..."

Also erhob sich Satan, breit entfaltend
Die großen düstren Flattermäuseschwingen,
Die mit dem Winde wuchsen in die Weite,
Und zog dahin. Und über Golgatha
Und Stadt und Tal und Hügel ringsumher,
Und über alles weite Land und ferne Höhen,
Und Galiläas blaue Seen und Wässer,
Und alle Reiche und die weiten Meere
Unheimlich rauscht der Flügel düstrer Schauer.

Und tiefes Dunkel hüllt die ganze Erde,
Die da erbebt.
Und es erhob sein Auge
Zum letztenmale Jesus mit dem Rufe:
Elói, Elói, lama zabachtani!
Und haucht den Geist aus.

Meta Stirner.

Von **Karl Huffnagl**, Wien.

„Hol' der Teufel die ganze Geschichte!" sagte er, wischte sich den Bierschaum vom Bart und stellte sein Glas wuchtig auf die Tasse. Er sagte es im gemütlichsten Ton, aus dem aber seine Erregung zitterte. Die Leute sahen von den Nachbartischen nervös zu uns herüber. Er kümmerte sich nicht um sie, rief vielmehr mit lauterer Stimme als es sonst seine Gewohnheit war: „Heinrich! Allasch und Literatur!"

Ich schaute meinen Freund verwundert an. Er hatte seit einer Stunde nichts gesprochen und nur den Ringeln seiner Zigarre gedankenlos nachgestarrt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn zu einem Gespräch zu bringen, hatte ich mich in die Lektüre meiner Zeitungen vertieft, aus der mich erst das Klirren der Metalltasse auf dem Marmortischchen aufschreckte. „Was für eine Geschichte?" fragte ich ihn. Er schaute in die Luft, paffte dicke Rauchwolken und murmelte vor sich hin: „Es ist wirklich zu dumm!" Dann seufzte er ostentativ und schwieg weiter.

Heinrich brachte „Allasch und Literatur". Er legte die Blätter auf einen Stuhl neben meinem Freund Robert, nahm ein Heft wieder auf und reichte es ihm hin: „Das Neueste von Meta Stirner. Sehr hübsch. Das Frauenzimmer kann was!"

„Mhm" war alles, was Robert antwortete. Heinrich fuhr fort: „Ich kenne sie schon lang. Früher ist sie oft zu uns gekommen. Seit sie aber verheiratet ist, war sie nicht da. Aber sie schreibt noch immer. Ein famoses Frauenzimmer! Hat mir immer gut gefallen. Nur ein bissel — na, wie soll ich denn sagen? Die Herren verstehen mich ja?" Er blinzelte mit den Augen, sah dann, wie es seine Art war, Freund Robert mit einem endlosen Blick von der Seite an, dessen Wesen und

Zweck noch niemand ergründet hat, und entfernte sich erst, als ein lautes „Zahlen!" ihn an seine nichtliterarischen Pflichten erinnerte.

Als Heinrich fort war, sagte Freund Robert leise zu mir: „Ich bin nur froh, daß der von meiner Geschichte nichts weiß."

„Von welcher Geschichte denn?"

„Von meiner Verlobung mit Meta Stirner."

„Gar so froh darfst du denn doch nicht sein, Robert. Der Heinrich kennt den ganzen Wiener Literaturklatsch."

„Du hast recht. Der berühmte Blick, mit dem er mich heute wieder bedachte —"

„Mach dir nichts draus. Dir kann's ja gleichgültig sein."

„Doch nicht. Es ist immerhin eine gewisse Lächerlichkeit dabei, die auf mich fällt. — Herrgott! War ich dumm!"

„Vor vier Jahren hast du aber an deine Dummheit nicht geglaubt, trotzdem ich sie dir bewies. — Jetzt rede aber. Was ist dir heute? Hängt's mit Meta Stirner zusammen?"

„Hm. Sag mal, glaubst du, daß man aus einem Adressenbuch einen ganzen Menschen, seinen Charakter und seine Geschichte lesen kann?"

„Aus dem Lehmann?" fragte ich verwundert.

„Nein, aus Kürschners Literaturkalender."

„Viel wird man wohl nicht herauslesen können."

„O ja! Mir hat er einen ganzen Roman erzählt. Ich spiele eine Hauptrolle darin, und der Kürschner hat mir haarscharf bewiesen, daß ich vor vier Jahren ein entsetzlicher Dummkopf war."

„Also doch Meta Stirner?"

„Ja. Aus dem Kürschner muß ich heute erfahren, wie mich diese — dieses Weib systematisch betrogen hat."

„Beruhige dich. Erzähl mir's. Es wird dich erleichtern."

„Gut. Wir verlobten uns —"

„Ich weiß noch. Es war am 1. April. Ominöses Datum!"

„Es ist aber doch gut ausgegangen. Sehr gut sogar. Wenn ich die jetzt auf dem Halse hätte! — Nun, nach acht Tagen zucker=süßen Brautstandes ließ Meta auf einmal den Kopf hängen. Mir wurde furchtbar bang. Ich verlache sonst die sogenannten Ahnungen, aber damals hatte ich doch eine. Ich fürchtete, ohne Grund, sie zu verlieren. Ich erheiterte mich aber, als ich hörte, es handle sich nur um einen kleinen Darmkatarrh. Wie unpoetisch von einer Dichterin!

Nach vier weiteren Tagen erfuhr ich jedoch, daß das Übel höher saß. Sie gestand mir ganz unvermittelt: Sie war einmal verlobt gewesen, er war aber charakterlos, sie hatte jede Achtung vor ihm verloren, auch ihre Familie war gegen ihn, die Mutter wies ihm die Tür, da er vermögens- und stellenlos war, kurz und gut, diese Verlobung ging nach einer endgültigen Szene ganz in die Brüche. Mir dämmerte, wenn ich Metas Trauermienen sah, der Verdacht auf, dieser ehemalige Bräutigam müsse wieder aufgetaucht sein. Ich konnte mir aus Metas Novellen eine selbsterlebte Geschichte zusammenreimen, obgleich sie sich immer dagegen verwahrte, daß man ihre Erzeugnisse als Photographien betrachte. Meta wurde immer trauriger, ich immer ängstlicher. Ich beobachtete aber ein, wie ich glaubte, taktvolles Schweigen und begnügte mich mit ihrer Versicherung, sie habe ihn ganz vergessen, denn er sei ein niedriger Charakter, sie habe mich viel, viel lieber und werde sich durch keine Macht der Welt von mir scheiden lassen. Was man wünscht, das glaubt man gern. Schließlich war es mir auch ganz recht, daß sie mir seinen Namen nicht nennen wollte. Hätte ich ihn gekannt und wäre ihm einmal begegnet — du begreifst ja, angenehm ist's nicht seinen Vorgänger zu sehen, selbst wenn er nur ein platonischer ist. Ich merkte aber bald, daß sie noch viel auf dem Herzen habe, und forschte mit aller Zartheit nach. Und da gestand sie weiter: Er sei zwei Jahre von Wien weg gewesen, in Deutschland, habe sich seit ihrer Trennung gar nicht mehr um sie gekümmert. Und jetzt sei er wieder hier aufgetaucht. — Aha! Nun gilt's den Kampf um die Braut! dachte ich mir gleich. Soviel Vernunft hatte mir die Liebe noch übrig gelassen. Sie fuhr in ihrem Geständnisse fort: Er habe sie angesprochen, ganz gegen ihren Willen. Sie sei ablehnend gewesen mit dem Hinweis: Verlobt, apage Satanas! Drauf sagte er nichts anderes als: An deinem Hochzeitstag werde ich mich erschießen. Sprach's und ging. Sie weinte, die arme Meta, als sie mir das alles erzählte: Wenn ich dich nun heirate, habe ich ein Menschenleben auf dem Gewissen; ich stoß' ihm ja selbst das Messer ins Herz! Den Nachsatz skandierte sie förmlich. Ich bin überzeugt, daß sie ihn später in einer Elegie verwendete. Drei Tage darauf lösten wir unsere Verlobung, und sie schwur, keiner von uns beiden sollte sie besitzen. Wahrscheinlich dachte sie dabei: Einen dritten kann ich ja trotz dieses Schwurs nehmen. Mir war leid. Erstens hatte ich sie wirklich gern und zweitens dichtete sie mich so schön an, wie ich es noch nie gewohnt war. So ein Gedicht ködert den schlauesten Fuchs. Wenn man so

als der erlösende, göttliche Held in Versen gefeiert wird, glaubt man selber dran. Ich war auch Esel genug dazu.“

„Na also, Selbsterkenntnis!“ warf ich lachend ein.

Robert fuhr fort: „Vier Tage später waren wir schon wieder verlobt. Sie war mit ihm zusammengetroffen, hatte ihn, wie sie sagte, erst jetzt in seiner ganzen Niedrigkeit kennen gelernt und einen unüberwindlichen Abscheu vor ihm bekommen. Du kennst ja Meta. Sie ist schön, und wenn ihre Augen sprechen, ist man wehrlos. Schließlich war alles im alten Geleise. Das dauerte ganze vierzehn Tage. Dann kam der gespenstige Bräutigam wieder. Er lauerte ihr auf — sagte sie wenigstens — und Meta bekam Herzkrämpfe. Eines Tags schickte mir ihre Schwester Botschaft: Ich solle nicht kommen, da Meta sehr krank sei. Dacht ich mir: Wenn sie sehr krank ist, muß ich doch um so eher kommen. Und ging hin. Meta fieberte stark. Sie erzählte mir, sie habe Herzkrampf bekommen, sei ohnmächtig geworden, jetzt fühle sie sich aber besser. All mein Bitten blieb erfolglos, sie ging aus. Samt ihrem Fieber. Mir kam dieser Eigensinn sonderbar vor. Ich dachte aber nicht weiter. Am nächsten Tag erhielt ich einen Abschiedsbrief. Sie könne nicht länger so leiden. Nach weiteren drei Tagen holten wir als wieder Verlobte die inzwischen versäumten Küsse gründlich nach. Den Schnupfen, den sie nun hatte und der auch natürlich auf mich überging, brachte ich damals mit dem Fieber in keinen Zusammenhang. Es ging noch öfter so. Sie bekam in der robertlosen Zeit immer mehr Abscheu vor dem charakterlosen Ehemaligen und holte sich dann an meiner charaktervollen Brust Mut zu neuem Kampf. Sie hatte nur eine Angst vor seiner Pistole und hielt sich oft die Ohren zu, als höre sie schon den Schuß. Ich kann mich nicht mehr recht erinnern, wie oft wir uns ver- und entlobten. Daß der Mensch doch so dumm sein kann, so unverzeichlich dumm! Es ist ja recht schön, wenn man sagt: Die Liebe macht blind. Man soll ja gegenseitig kleine Fehler übersehen und verzeihen. Daß man aber auf den plumpsten Schwindel hineinfällt, ist ein gewaltiges Armutszeugnis für den Mann.“

„Nein, mein Lieber, nicht für jeden Mann. Das heißt, nicht jeder fällt hinein.“

„Wenn man rücksichtslos, mit dem ganzen Vertrauen liebt —“

„Muß man doch eine Komödiantin von einem ehrlichen Mädchen unterscheiden können.“

„Meinetwegen. Jetzt bin ich ja geheilt. Laß mich fortfahren.“

„Wann kommt denn der Kürschner?“

„Gleich. — Eines Abends, als ich mich von Meta verabschiedete, lehnte sie ihren Kopf an meine Schulter und weinte herzbrechend. Dann verlangte sie, ich solle ihre Schwester küssen. Da mir diese Situation bekannt war, wußte ich gleich, daß es wieder einen Abschied für einige Tage geben werde. Diesmal hatte ich mich aber getäuscht. Es war ein Scheiden für immer. Am nächsten Morgen erhielt ich den Brief: Er sei krank, sie müsse zu ihm, eine höhere Macht gebiete es ihr, sie sei nur ein Werkzeug des Schicksals. Acht Tage früher hatte sie mir geschrieben, eine höhere Macht wolle es, daß sie mein Weib werde. Er sei so unglücklich, hieß es weiter, ein Mensch von schauerlicher Schwermut. Sie wisse, daß sie in ihr Verderben gehe, ich solle sie aber gehen lassen, sie könne nicht anders. Mir wünsche sie das allerbeste Glück, das sie mir nicht zu geben vermöchte. Sie habe mich erringen wollen, sei aber zusammengebrochen. — Ich kann dir nicht sagen, wie mir war, als ich diese trostlosen Worte las.“

Robert hielt inne und starrte vor sich hin. „Laß diese Gedanken jetzt,“ rüttelte ich ihn auf. „Wo bleibt denn der Literaturkalender?“

Er goß ein Glas Wasser hinunter, dann fuhr er fort: „Der kommt jetzt. Ich nahm heute den Kürschner zur Hand und stieß zufällig auf die Zeile: Stirner Meta, siehe: Walberg Meta. Meine Verblüffung kannst du dir denken. Vier Jahre sind zwar eine lange Zeit, ich fühlte mich aber noch immer nicht frei. Jetzt war Meta endgültig verloren für mich. Ohne es mir selbst einzugestehen, hatte ich die Jahre her ein leises Hoffen in mir gefühlt. Ich starrte lang auf die Buchstaben. Endlich raffte ich mich auf. Mechanisch blätterte ich im Buche, bis ich zu der Stelle kam: Walberg Meta, geb. Stirner, Pseudonym Meta Stirner, Tannengasse 3. Und drunter stand: Walberg Otto, Praterstraße 12. Das war also der Gatte nicht. Gott sei Dank, dachte ich mir, ärgerte mich aber im nächsten Augenblick über diese neuerliche Dummheit. Wars der nicht, so wars eben ein andrer. Die Sache ließ mir keine Ruhe. Ich wollte zunächst erfahren, wie lang sie schon verheiratet ist. Ich erinnerte mich, daß unser Freund Richard seit urdenklichen Zeiten den Kürschner sammelt. Ich habe ihn oft deshalb verlacht, jetzt segnete ich ihn dafür. Ich ging also zu Freund Richard. Er hatte eben zu arbeiten, und so setzte ich mich mit seinen Literaturkalendern ins Nebenzimmer. Ich blätterte und grübelte, und die ganze Zeit, die ich mit Meta verlebt hatte, stand mir klar vor Augen mit ihren kleinsten Einzelheiten. — Im Jahrgang 1904 stand: Walberg Meta, geb. Stirner, Tannengasse 3. Und

weiter: Walberg Otto, Tannengasse 3. Das war also doch der Gatte. Er ist Feuilletonist, Kritiker, und hat ein Epos über die Göttin Diana geschrieben. Jetzt wohnt er in der Praterstraße, also sind die beiden geschiedene Eheleute. Ich erinnerte mich an eine Novelle von Meta, in der von Verrat und Brutalität die Rede war. — Und Meta wohnte seit meiner Zeit im selben Hause, vielleicht in derselben Wohnung. Sie war ja so hübsch, diese Wohnung, so recht geeignet für ein glückliches Paar. Im Geiste durchwanderte ich die traulichen Räume wieder, beschaute die alten, bequemen und soliden Möbel. Obwohl noch in der verschwiegenen Ecke hinter der Türe der behagliche, niedrige Fauteuil steht, in dem ich so oft saß, Meta auf meinen Knien? Und ob auch er dieses Plätzchen lieb hatte? Und wenn sie dort an seiner Brust lag, ob sie zurückdachte —? —— Ich erinnerte mich plötzlich auch eines Ausspruchs von Metas Tante: Der gewisse Er sei um zehn Jahre jünger als Meta. Im Kürschner stand aber Walbergs Geburtsjahr nicht. Entweder wollte er neben seiner zwei Zeilen über ihm thronenden Gattin nicht zu jung erscheinen, oder Walberg ist nicht jener berühmte Er. — Nun weiter Jahrgang 1903: Walberg Meta geb. Stirner, Tannengasse 3. — Walberg Otto, Kirchengasse 17. Sie waren also verheiratet und lebten doch getrennt. Merkwürdig. Sie machte es ihm vielleicht ähnlich wie mir. — Dann Jahrgang 1902: Walberg Meta — nichts. Dagegen Walberg Otto, Tannengasse 3. Und Stirner Meta, Tannengasse 3. Sie wohnten also vor ihrer Hochzeit beisammen. Recht nett von der spröden Meta! Ich kenne das Haus gut, dort gibt's keine Zimmer zu vermieten. Doch wer weiß —, er konnte ja eine eigene Wohnung haben. War's aber mein vielbesagter Vorgänger, dann — hat er wohl unter einer Zimmerdecke mit ihr gelebt. Zwischen dem Erscheinen der beiden Jahrgänge des Kürschner hatten sie sich also geheiratet und geschieden. Es war für mich kein Zweifel, wie all dies verlaufen sein konnte. — Nun Jahrgang 1901: Stirner Meta, Tannengasse 3. Das war mein Jahr. Wie oft bin ich die vier Stockwerke hinaufgeflogen, daß ich kaum zu einem Kusse noch Atem fand. Und dann: Walberg Otto, Felberstraße 30. Nun war mir alles klar. Er wohnte einfach um die nächste Ecke. — Ich wurde schon nervös, denn ich hatte noch immer nicht herausbekommen, wer dieser Walberg ist. Ich suchte darum hastig weiter. Jahrgang 1900: Stirner Meta, Millergasse 12. Dort wohnte sie, als ich sie kennen lernte. Und der Walberg? Millergasse 16. Wieder in ihrer nächsten Nähe! Rasch noch einen

Jahrgang! 1889: Stirner Meta, Hütteldorferstraße 1. Damals lebten ihre Eltern noch. Und er — Hütteldorferstraße 3. — Im Jahrgang 1888 fehlt Walberg, 1887 bringt zum ersten Mal den Namen Meta Stirner. Dieser Walberg war doch nicht mein selbstmörderisch-schwermütiger Nebenbuhler, denn der war doch nach Metas Versicherung in den Jahren 1889 und 1900 in Deutschland. Wenn ich herausbekäme, wie alt er ist, hätte ich volle Gewißheit. Ich zerbrach mir den Kopf und fand keinen Ausweg. Da steckte Freund Richard seinen Kopf zur Tür hinein und fragte: „Studierst du noch immer den Kürschner?" — „Sag mir einmal, wo kann ich das Geburtsjahr Otto Walbergs erfahren?" fragte ich statt einer Antwort. „Otto Walberg — kenne ich nicht", sagte er. „Sein Alter steht also nicht im Kürschner? Hm, vielleicht stehts im Koselschen Künstlerlexikon. Warte!" — Er kam nach einer Minute mit dem genannten Buch, reichte es mir und ließ mich dann wieder allein. Ich blätterte — und da stand es richtig: Geboren 1882. Meta ist 1872 geboren. Er war es also. Ich rechnete rasch zurück. Als sie seine Braut — zum ersten Mal — war, zählte er 17, sie 27."

Robert hielt eine Weile inne, als wolle er die ganze Entdeckung noch einmal auf sich wirken lassen. Ich blieb still und überdachte das Wirrsal von Wohnungsveränderungen und Jahreszahlen, in dem mir aber alles klar war, in dem ich das ganze Werden und Wechseln vollkommen überschaute. Endlich fuhr Robert fort: „Er war es also. Er wohnte immer in ihrer Nähe, auch in den zwei Jahren, die er fort gewesen sein sollte. Meta hatte mich belogen. Was ich bisher für Zufall oder Rätsel hielt, erkenne ich jetzt als das schlaue Spiel einer Komödie. Ich erinnere mich auch, hie und da ein Gedicht und eine Kritik von ihm gelesen zu haben. Erst vor kurzem wieder. Er schlägt in seiner Lyrik die gleichen Töne an wie Meta. Ich kann ihn mir vorstellen: schwarz, klein, blaß — neben der großen, blonden, rotwangigen Meta. Beide behandeln das Thema von der Liebe, die sich betrogen fühlt, von starrer Duldung und gebrochener Verzweiflung in den mannigfachsten Variationen. Sie schreiben beide nichts andres als immer wieder Kommentare zu den Versen von Paul Wilhelm:

Als mein junges Glück geraubt,
War's zu lichter Sommerwende,
Und die Dornen um mein Haupt
Schlangen liebe, liebe Hände.

Sie mögen sich gegenseitig genug gequält haben. Ich weiß nicht, wen ich mehr bedauern soll. Doch ihn, denn er ist ja ein Kind gegen sie gewesen. Und mit diesem Bébé betrog sie mich!"

Er schwieg. Ich suchte ihn zu trösten: „Schau, du kannst froh sein. Wenn du an seiner Stelle wärst! Dich mit deiner Weichheit hätte sie ganz zu Grunde gerichtet."

„Weichheit? Sag lieber Dummheit. Was mich am meisten kränkt, ist ja eben, daß ich erst jetzt einsehe, wie unendlich, wie grenzenlos dumm ich war. Jedem andern hätte ich alle die Eseleien zugetraut, die ich beging, nur mir nicht."

„Und jeder andere," warf ich ein, „wäre weniger tief hineingesprungen. Mach dir nichts draus. Wenn du nicht so ehrlich wärst —."

„Das ist ja mein Hauptübel. Aber höre nur meine Beichte zu Ende. Ich werde mich über mich selbst ärgern, und das kann mich wohl bessern. Ich ging in Gedanken die ganze Zeit durch. Ich durfte oft am Abend nicht kommen, denn Meta war abends häufig „sehr müde". Die Schwester, die natürlich Vertraute war, nannte mich wiederholt Otto. Sie entschuldigte sich dann, der Schwager, nämlich der Mann einer andern Schwester, heiße so. Das stimmte zwar, aber ich war doch überrascht, weil sie dabei stets sehr verlegen wurde. Weiter: Meta ging mit mir die Millergasse nie hinunter, immer hinauf, auch wenn sie dadurch einen Umweg machte. Später bog sie nie in die Felberstraße ein, selbst wenn sie dort zu tun hatte. Ein anderes Mal verabschiedete sie sich von mir: sie müsse schnell zur Großmutter. Sie bestieg einen Omnibus, verließ ihn aber schon an der nächsten Straßenecke. Und wieder einmal war Meta fort, als ich kam. Die Schwester sagte mir, die Schwägerin habe heute früh ein Bubi bekommen und Meta sei hingegangen. Auf dem Klavier aber lag eine Postkarte, die schon acht Tage alt war, und drauf stand: „Heute früh schenkte mir meine Frau einen gesunden Knaben. Fritz." — Und eines Abends läutete jemand an der Türe. Die Schwester ging hinaus und ich hörte sie flüstern: „Meta ist nicht zu Haus." Und als sie nach längerer Zeit wieder hereinkam, war sie ganz rot und sagte zögernd, es müsse sich jemand einen Spaß gemacht haben, es sei niemand an der Türe gewesen. Am andern Tag durfte ich nicht kommen; Meta war nämlich wieder bei der Großmutter. Dann wieder erzählte sie mir, wie sie sich am letzten Sonntag bei Rat Schneider gelangweilt habe, weil ich nicht mitgegangen wäre; sie habe

immer nur an mich denken müssen. Und am Dienstag drauf fragte mich die Tante: „Warum seid ihr denn am Sonntag nicht zu Schneiders gekommen?“ — Immer wußte sie eine Ausrede und ich glaubte ihr. Ich glaubte ihr überhaupt alles. Seit heute erst sehe ich klar. Konnten denn auch diese reinen Augen so furchtbar lügen? Oder war ich ganz, ganz blind? Dichten konnte sie, ja, und Komödie spielen. Und die schönsten Tränen heulte sie mir vor. Der grenzenlose Abscheu vor dem Jüngling Walberg! Muß dem Herrn doch zu seiner demnächstigen Großjährigkeit gratulieren. Nun, wenigstens ist's jetzt ganz aus. Ich spürte noch immer die Ketten, die mich von ihr nicht losließen. Jetzt sind sie alle fort. Ah, frei sein ist doch schön! Nur könnte ich mich aus Wut über meine blinde Dummheit selbst prügeln. Aber — habe ich dir schon von Elly erzählt? Sie steht zwar nicht im Literaturkalender, ist nicht groß und blond, sondern niedlich und kastanienbraun, hat keine blauen ernsten Dichteraugen, sondern dunkle große Kinderaugen und ist neunzehn Jahre alt.“

„Robert, Robert!“ drohte ich ihm. „Du bist doch unverbesserlich! Eine neue Dummheit.“

„O nein. Elly ist ein Engel. Rein und wahr.“

„Meta war's für dich vor vier Jahren auch.“

„Jetzt bin ich aber doch klüger. Denn — was Charakter anbelangt —“

„Meta ist doch ein unglückliches Geschöpf,“ sagte ich. Du weißt ja nicht, mit welchen Mitteln er sie beherrschte. Und jetzt ist sie erst recht erbarmungswürdig.“

„Er — sie — beherrschen? Du nimmst also nach all den Lügen und Heucheleien Partei für sie?“

„Ich glaube, sie stand unter einem unbezwinglichen seelischen Einfluß.“

„Weißt du was, lieber Freund? Wenn sie dir so leid tut, so geh hin und tröste sie in ihrem Witwenschmerz.“

Er hatte diese Worte mit furchtbarem Hohn gesprochen, stand auf und ging ohne Gruß fort.

* * *

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Otto Walberg.“ Ein junger Mann stand vor mir. Ich schaute ihn verdutzt an.

„Ich hörte Sie mit Ihrem Freunde von meiner Gattin sprechen. Darf ich Ihnen, nachdem Sie schon soviel wissen, mit einigen Ergänzungen dienen?"

Ich raffte mich auf: „Herr Walberg, Sie werden es, wenn Sie die Erzählung meines Freundes gehört haben, begreiflich finden, daß ich jetzt nicht in der Verfassung bin, den zweiten Ankläger auch zu vernehmen. Ich kann mir beiläufig denken, was Sie mir zu sagen haben. Ich kenne nämlich Meta Stirner seit zehn Jahren, und glaube sie genau zu kennen. Was mein Freund mir sagte und was Sie mir sagen wollen, ändert an meinem Urteil nichts. Sie wird nicht besser und nicht schlechter dadurch. Ich sage Ihnen nur das eine: Solche Weiber liebt man ein halbes Jahr lang, dann läßt man sie in Frieden ziehen. Sie bieten die schönste, echteste Liebe — aber auf Zeit, nicht fürs Leben. Ihr Komödienspielen ist nicht Schlechtigkeit im gewöhnlichen Sinn, sondern ein künstlerisches Bedürfnis. — Nehmen Sie mir's nicht übel. Vielleicht reden wir ein andermal darüber. Heute nicht. Ich habe die Ehre. — Heinrich, zahlen!"

Walberg hatte sich mit einer leichten Verbeugung etwas verlegen zurückgezogen. Ich sah ihn noch einmal mit einem raschen Blick an. Er war so, wie sich ihn Freund Robert vorgestellt: klein, blaß, schwarz. — Da stand Heinrich schon vor mir und flüsterte mir ins Ohr: „Mit dem da drüben ist's auch nicht ganz richtig im Oberstüberl. Heiratet eine Frau, die um zehn Jahre älter ist, behandelt sie elend und läßt sich nach neun Monaten scheiden. Er ist der Mann der Meta Stirner. Na — und sie — — das sind halt die Künstlerehen. Da wird nie was gutes draus."

Rundschau

Weltpolitik.

Vor kurzem ist bei Wilhelm Baensch (Berlin) ein interessantes Buch erschienen, dessen Lektüre allen zu empfehlen ist, die sich mit den großen Fragen der Weltpolitik beschäftigen. Es führt den Titel „Die Weltkrise und die Aufgaben des Deutschen Reichs“ und hat Heinrich Oberwinder zum Verfasser, der sich im Wege einer recht stürmischen politischen Laufbahn die Festigkeit erworben hat, mit ungemeiner Klarheit die Wechselbeziehungen der politischen Punkte in der internationalen Politik festzustellen. Sein Buch ist eine knappe Darstellung der auswärtigen Politik Englands in ihren Beziehungen zu den übrigen Großmächten. Kein überflüssiges Wort beirrt den Leser oder lenkt ihn ab; oft gibt der Verfasser nur skizzenhafte, aber in so kräftigen Strichen gehaltene Andeutungen, daß ein Irregehen des Lesers vollkommen ausgeschlossen ist. Das Buch wird immer seinen Wert behalten, allein es ist im gegenwärtigen Zeitpunkt besonders aktuell, weil es den historischen Hintergrund für die jüngsten Ereignisse abgibt, von denen sich die jüngsten Machenschaften Englands in dem Marokkohandel äußerst plastisch abheben.

Am 7. Oktober veröffentlichte der Pariser „Matin“ unter der Überschrift: „Die Wahrheit über den Marokkohandel“ einen Artikel, der deutlich die Marke des früheren französischen Ministers des Äußern, Delcassé, trug und folgendes ausführte: Deutschland fühlte sich durch den Abschluß des englisch-französischen Freundschaftsvertrags deplaziert; sein Bestreben ging deshalb dahin, Frankreich zum Verzichte auf seine Freundschaften zu zwingen und in das Schlepptau der deutschen Politik zu nehmen. Delcassé habe diese „Gefahr“ erkannt und trat, als Deutschland durch sein Eingreifen in den Marokkohandel zu einem Konflikte drängte, für die Ablehnung des deutschen Projekts einer Marokkokonferenz ein. In dem entscheidenden

französischen Ministerrate wies sodann Delcassé darauf hin, daß England, Spanien, Rußland, Italien und die Vereinigten Staaten, mit anderen Worten, ganz Europa und Amerika bereit seien, das Beispiel Frankreichs zu befolgen; im übrigen aber habe England seinen Entschluß zu erkennen gegeben, Frankreich in dem Konflikte auch dann beizustehen, wenn es angegriffen würde, indem England der Regierung der Republik mündlich habe mitteilen lassen, daß es, wenn Frankreich angegriffen würde, bereit wäre, seine Flotte mobil zu machen, sich des Nord-Ostsee-Kanals zu bemächtigen und 100.000 Mann in Schleswig-Holstein zu landen. Ja, die französische Regierung sei benachrichtigt worden, daß auf Wunsch dieses Anerbieten schriftlich gemacht werden würde.

Jaurés bemerkte hiezu in der „Humanité," er besitze absolute Gewißheit darüber, daß England eine derartige Zusage für den Fall eines deutsch-französischen Krieges gemacht habe. Diese Zusage sei auch im Juni im Ministerrate zur Sprache gekommen.

Eine weitere Ergänzung brachte der „Figaro": „Wenn auch von der englischen Regierung keine bestimmte Zusage gemacht wurde, so gäbe es doch zwischen Frankreich und England genaue Vereinbarungen. Vor der Marokkokrise trat das Londoner Kabinett dreimal mit dem Vorschlag an die französische Regierung heran, einen Defensivvertrag abzuschließen. Aus Rücksicht für Rußland refüsierte jedoch Frankreich. Als jedoch der französisch-deutsche Konflikt einen akuten Charakter annahm, sei es die französische Diplomatie gewesen, die die Frage wieder aufnahm, und der französische Botschafter Cambon erhielt von Lord Landsdowne die mündliche Zusicherung eines effektiven englischen Beistandes für den Fall eines Krieges. Cambon teilte Delcassé mit, daß, sobald ein casus foederis eintreten würde, England seine Zusicherung schriftlich wiederholen werde. Deutschland, welches durch den Botschafter Grafen Wolff-Metternich hievon unterrichtet worden sei, habe die italienische Regierung wissen lassen, daß es den Abschluß eines derartigen englisch-französischen Abkommens als casus belli ansehen würde. Die italienische Regierung teilte dies am 4. Juli dem französischen Botschafter Barrère mit, der sofort nach Paris telegraphiert habe. Am 5. Juli war die Demission Delcassés entschieden. Im Laufe des am 6. Juli stattgefundenen Ministerrates wollte Delcassé unter der Erklärung: ‚Ich habe überdies die formelle Zusicherung des englischen Beistandes', ein Dokument aus seinem Portefeuille nehmen, doch fiel ihm Rouvier sofort ins Wort und sagte: ‚Ich habe eine

Depesche Barrères, welche besagt, daß Ihre Politik einen Krieg herbeiführen werde', worauf sich alle Minister gegen Delcassé aussprachen."

In London hüllte man sich anfangs in tiefes Schweigen; nur ein Teil der englischen Blätter suchte die Enthüllungen des „Matin" als phantastisch hinzustellen, was auch die „N. Fr. Pr." in einer offensichtlich aus englischer Quelle stammenden, aus Paris datierten „authentischen" Darstellung tat, bis endlich durch allerlei offiziöse Auslassungen festgestellt wurde, daß England im Juni Deutschland habe wissen lassen, daß zwischen England und Frankreich kein Defensiv- oder Offensivvertrag bestehe.

Aus diesen Details läßt sich ohne viel Mühe ein Bild des wirklichen Ganges der Ereignisse konstatieren.

Daß Delcassé seine Behauptungen betreffend die englischen Zusagen frei erfunden hat, ist nicht anzunehmen. Das konnte er bei all seiner Verblendung nicht riskieren, schon der Desavouierung wegen, die er früher oder später hätte erfahren müssen. Auch die Annahme, daß er einer Täuschung unterlegen sei, hält bei näherer Untersuchung nicht stand. Die subjektive Empfindung, daß die Tendenz des Kabinetts Balfour-Lansdowne ausgesprochen deutschfeindlich sei, konnte Delcassé unmöglich dazu verführen, von bestimmten mündlichen Zusagen seitens Englands zu sprechen. Alles zwingt also zu dem Schlusse, daß die englische Regierung, nicht nur durch ihre allgemeine Haltung, sondern auch durch ganz bestimmte Äußerungen, in Delcassé den Glauben erweckt hatte, daß Frankreich sich im Falle eines Krieges mit Deutschland auf die Unterstützung Englands verlassen könne. Daß König Eduard allein Herrn Delcassé in diese Täuschung versetzt hat, braucht man gar nicht anzunehmen und ist auch gar nicht glaubhaft; König Eduard drehte einfach an demselben Strick wie seine Minister; daß diese dann die Verantwortung später, wenn die Sache nicht klappt, auf die Krone zu schieben suchen, ist ein in der Geschichte des englischen Parlamentarismus sich oft wiederholender Fall. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die englische Regierung Herrn Delcassé bestimmte Hoffnungen auf englische Unterstützung gemacht hat. Die Feststellung, daß die englische Regierung der deutschen im Juni die Versicherung gegeben habe, das zwischen Frankreich und Deutschland kein Defensiv- oder Offensivbündnis bestehe, ändert daran nichts, denn tatsachlich bestand ja nach englischer Auffassung ein solches Bündnis nicht; im übrigen konstatiert der als offiziös geltende Berliner Korrespondent der Münchener „Allg. Ztg.", daß Lansdowne dem deut-

schen Botschafter in London, Graf Wolf-Metternich, seinerzeit erklärt haben solle, daß, falls Frankreich von Deutschland angegriffen werden sollte, England sich im Hinblicke auf die Volksstimmung einer Unterstützung Frankreichs nicht werde entziehen können. Ferner wird in einer offenbar von Delcassé herrührenden Darstellung in der „Dépêche Toulouse“ darauf aufmerksam gemacht, daß am 31. Mai d. J. der französische Botschafter in London, Cambon, nach Paris telegraphierte, daß „die englische Regierung bereit sei, in die Prüfung eines Abkommens einzugehen, das geeignet sei, die gemeinsamen Interessen der beiden Nationen zu gewährleisten, wenn sie bedroht würden.“

Es muß nach alledem als evident gelten, daß England Delcassé systematisch in den Glauben zu wiegen suchte, daß er im Falle eines Krieges mit Deutschland auf Englands Hilfe zählen könne; England trieb damit zu einem Kriege, den hauptsächlich Frankreich hätte führen sollen und in dem nur die englische Flotte behufs Vernichtung des deutschen Handels eingegriffen hätte. Frankreich zu Land, Deutschland zur See geschlagen, über beide aber das triumphierende England — das mag ungefähr das Ziel gewesen sein, das König Eduard und seinen Ministern vorschwebte, als sie durch den Schiedsgerichtsvertrag mit Frankreich den Marokkohandel einfädelten. Überraschen kann diese Politik Englands nicht, denn das eingangs erwähnte Werk Oberwinders bringt eine Fülle historischer Belege für dieses System englischer Diplomatie. Delcassé kommt dabei nur mehr insofern in Betracht, als er ein Beweis dafür ist, daß es noch unabhängige französische Politiker gibt, die an englische „Freundschaft“ glauben. Ich sage ausdrücklich unabhängige, denn England zählt unter den französischen Politikern eine schwere Menge gut bezahlter Agenten, die eben jetzt wieder an der Arbeit sind, den gegenwärtigen französischen Ministerpräsidenten Rouvier zu stürzen und in ihm den Mann zu beseitigen, der vernünftig und patriotisch genug war, das Netz zu zerreißen, das man in downing street Deutschland und Frankreich über den Kopf werfen wollte.

Daneben hat England sich beeilt, sofort nach Beendigung des ostasiatischen Krieges, Rußland zu einer Entente mit England zu verleiten. Zunächst tauchte die Nachricht auf, daß das britische Kabinett der russischen Regierung diesbezügliche Eröffnungen gemacht habe und einige Zeit darauf wußte die Londoner Jingopresse bereits zu melden, daß die russisch-deutsche Annäherung zu keinem praktischen Ergebnisse geführt habe, dagegen die englisch-russischen Verhandlungen knapp vor

dem Abschlusse stünden. Es war, wenn ich nicht irre, am 7. Oktober, daß die „Daily Mail“ diesem Ereignisse mehrere Spalten widmete. Tags darauf fand ich in demselben Blatte unter einer recht anspruchslosen Überschrift ein Petersburger Telegramm, das kurz angebunden mitteilte, daß die Meldungen über eine russisch-englische Entente verfrüht seien, worauf der Auszug aus einem Artikel der „Nowoja Wremja“ folgte, in dem bemerkt wurde, daß Rußland erst wissen müsse, was England unter seinen speziellen Interessen in Asien verstehe, bevor man in Petersburg dem Gedanken eines Einvernehmens mit England nähertreten könne. Das war allerdings ein Schuß ins Schwarze. Gehört die ganze stupende Urteilslosigkeit des englischen Zeitungslesers dazu, um täglich die Verrücktheiten, Lügen und Erfindungen der Londoner Presse zu vertragen, so muß man anderseits mit der ganzen Unverfrorenheit der englischen Diplomatie ausgerüstet sein, um Rußland ein Bündnis mit demselben England zuzumuten, das mit seinem Gelde den Aufruhr in Rußland genährt, während des Krieges die Arbeiter der russischen Werkstätten für Kriegsmaterial insurgiert und schließlich soeben mit Japan einen Vertrag abgeschlossen hat, der Rußland nicht nur in Ostasien, sondern auch in Zentralasien vollständig lahmlegen soll. England tritt in dem Vertrage gewissermaßen als der Garant der Ergebnisse des Friedensschlusses von Portsmouth auf, wogegen Japan seinerseits nicht nur den gesamten territorialen Besitzstand Englands garantiert, sondern auch seine bewaffnete Unterstützung für den Fall zusagt, als Maßregeln zum Schutze Indiens England in einen Krieg verwickeln sollten. Was England unter Maßregeln zum Schutze Indiens versteht, ist aus seinem letzten Eroberungszuge nach Tibet bekannt und darum trägt das englisch-japanische Bündnis einen ausgesprochen aggressiven Charakter, denn es ist bestimmt, die aggressive Politik Englands in Zentralasien zu fördern. — Es ist beachtenswert, daß die englische Presse bei Erörterung der Idee eines englisch-russischen Bündnisses sehr deutlich die russische Presse darauf aufmerksam machte, daß Rußland, statt in Asien uferlose Pläne zu verfolgen, sich lieber an den nahen Orient, an Kleinasien und die Balkanhalbinsel halten solle. Diese merkwürdige Ideengemeinschaft John Bulls mit den sogenannten Panslavisten verrät deutlich die Absicht Englands, mit seinen Intriguen Deutschland von Westen und Osten zu umspannen. Wenn die englische Presse nebenbei bemerkt, daß König Eduard dem Kaiser Franz Josef gütigst den Besitzstand der Monarchie garantiert habe, so liefert die passende

Illustration zu dieser Insolenz eben der Versuch Englands, Rußland auf die Balkanhalbinsel zu hetzen.

Natürlich schliefen mittlerweile die Lenker des Dreibunds nicht. Im Wege gütlicher Verhandlungen war der Marokkokonflikt zwischen Deutschland und Frankreich aus der Welt geschafft worden und wenn die sich daran knüpfenden Hoffnungen auf eine Entente cordiale zwischen beiden Reichen auch über das Ziel hinausschossen, so war doch die Möglichkeit gegeben, um zu einer Entente loyale zu gelangen, die Zwischenfälle, wie das Delcasséſche Abenteuer, ausschließen würde. Der Aufenthalt Wittes in Rominten beim deutschen Kaiser scheint der Fortsetzung der in Björköe begonnenen deutsch-russischen Verhandlungen gegolten zu haben; wenigstens hörte man von Bemühungen, das deutsch-russische Einvernehmen in eine greifbare vertragsmäßige Form zu kleiden, in die gegebenenfalls auch eine dritte Macht — Frankreich — einzubeziehen wäre. Ein Besuch des italienischen Ministers des Äußeren Tittoni in Baden-Baden beim deutschen Reichskanzler, Fürsten Bülow, vervollständigt die Äußerlichkeiten der Verhandlungen, die der Paralysierung der englischen Umtriebe gelten. Man darf froh sein, daß die englische Lunte, das Pulverfaß, das Herr Delcassé bereit gestellt hatte, nicht entzündete, daß diese schwere Kriegswolke über Europa hinwegging; allein die Gefahr ist noch nicht beseitigt, erst die nächsten Verhandlungen in der französischen Kammer werden Aufschluß darüber geben, ob die französische Gesellschaft noch stark genug ist, französische und nicht englische Politik zu machen, die ihr die von England bezahlten französischen Agenten in der Kammer und in der Presse suggerieren.

Julius Patzelt.

Zu beiden Seiten der Leitha.

Als österreichischer Politiker hat man zur Zeit ungefähr das Gefühl, als ob man sich in sturmbewegter Nacht mitten auf dem Ozean befände. In den Raen pfeift und heult der Sturm, Sturzseen gehen über Bord, die Maschine arbeitet schwer — wird man es noch einmal Tag werden sehen?

Es ist die seltsamste Krise, die das alte Habsburgerreich jemals durchgemacht hat, seltsam vor allem wegen der plötzlich wechselnden Situationen. — Bereits im August war bekannt geworden, daß das

Ministerium Fejervary sich mit der Ausarbeitung eines Wahlreformgesetzentwurfes beschäftige und in seiner Gesetzwerdung das geeignete Mittel erblicke, die Obstruktion im ungarischen Abgeordnetenhause an der Wurzel zu treffen. Kurz bevor der ungarische Reichstag sich wieder versammelte, entwickelte der Minister des Innern, Kristoffy, sein Wahlreformprogramm, ohne jedoch über den entscheidenden Punkt, darüber nämlich, ob die Ausübung des neuen Wahlrechts an die Kenntnis des Magyarischen gebunden werden soll oder nicht, eine bestimmte Erklärung abzugeben. Vorläufig wollte ja auch das Kabinett in der Eröffnungssitzung des Reichstages lediglich seine Absicht kundgeben, die Wahlreformfrage zu lösen. Allein schon diese programmatische Erklärung spornte die Führer der ungarischen Opposition an, mit allen Mitteln den Sturz des Kabinetts zu betreiben. Sie ließen in Wien wissen, daß sie bereit seien, der Krone in der Armeefrage entgegenzukommen, wenn Fejervary entlassen werde. In Wien ging man auf diese Andeutungen ein, Fejervary erhielt nicht die kaiserliche Genehmigung zur Abgabe der geplanten programmatischen Erklärung, betreffend die Wahlreform, das Kabinett nahm seine Entlassung, blieb aber bis auf weiteres provisorisch im Amte und der Reichstag wurde bis zum 12. Oktober vertagt. Alle Welt erwartete nun die Bildung eines Koalitionsministeriums, allein die oppositionellen Führer wurden jetzt plötzlich wieder schwierig und erklärten rundweg, von ihrem bekannten intransigenten Standpunkte nicht abgehen zu können. Das war Roßtäuscherpolitik und es ist begreiflich, daß man in der Hofburg darüber sehr erbittert war. Die Öffentlichkeit erfuhr davon aber erst am 23. September. Vorläufig schien der Weg neuerlicher Verhandlungen betreten zu sein und die oppositionellen Führer, Kossuth, Apponyi, Andrassy, Zichy und Banffy wurden für den 23. September zu einer gemeinsamen Audienz nach Wien geladen. Die Herren kamen mit einem großen Kortege in Wien an, hatten jedoch keine Gelegenheit, vor dem Kaiser ihre Anschauungen zu entwickeln, da ihnen der Kaiser in der kaum fünf Minuten währenden Audienz lediglich sein Programm übermittelte und sich bereit erklärte, auf Grund dieses Programms ein Kabinett aus den Reihen der Opposition zu bilden. Das kaiserliche Programm umfaßte folgende Punkte: 1. Die militärischen Fragen, insofern sie die Kommando- und Dienstsprache betreffen, und in welchen eine Nachgiebigkeit absolut ausgeschlossen ist und bleibt, werden aus dem Programme ausgeschaltet; 2. die Grundlagen der pragmatischen Gemeinsamkeit, sowohl in bezug auf die Armee als auch

auf die auswärtigen Vertretungen bleiben vollkommen unberührt; 3. eine Revision der 67er Basis, sofern es sich um wirtschaftliche oder sonstige das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn tangierende Fragen handelt, wird nicht einseitig zwischen Krone und ungarischer Nation, sondern nur im Wege eines von der Sanktion Seiner Majestät abhängigen Kompromisses zwischen beiden Staaten der Monarchie unter Intervention der beiderseitigen Regierungen und von ad hoc ernannten Parlamentsdeputationen erfolgen; 4. soll die Verpflichtung übernommen werden, daß die Staatsnotwendigkeiten, nämlich: der Staatsvoranschlag, die ordentliche Rekrutierung, die Handelsverträge votiert und die Wahl der Delegationen und der Quotendeputation vorgenommen werden; endlich 5. soll die Verpflichtung übernommen werden, daß die Kostenbedeckung für jene militärischen Forderungen, von welchen die letzten Delegationen die Teilbeträge für die Jahre 1904 und 1905 bewilligt haben, und eine auf Grund der zweijährigen Präsenzdienstpflicht einzubringende Wehrvorlage votiert werden.

Diese Erklärung der Krone war eine ebenso unzweideutige wie schroffe Abweisung der Forderungen der Opposition, deren Führer Verhandlungen auf dieser Basis ablehnten. Der Draht zwischen Pest und Wien war damit zerrissen und Fejervary und Kristoffy erschienen mit ihren Wahlreformentwurf wieder in Wien. Eine Entscheidung war damit jedoch noch nicht gefallen. Der 10. Oktober kam heran, ohne daß das Ministerium Fejervary sich als wieder eingesetzt dem Abgeordnetenhause hätte vorstellen können und dieses mußte sich damit begnügen, seinen Protest gegen die neuerdings erfolgte Vertagung zu wiederholen. Dieses Schriftstück hatte diesmal Graf Andrassy verfaßt; es war weit schärfer gehalten als seine Vorgänger und drohte mit dem Übertritt der Dissidenten in das Lager der 1848er Unabhängigkeitspartei. Der Reichstag wurde bis zum 19. Dezember vertagt, allein die Wiedereinsetzung, beziehungsweise die Rekonstruktion des Kabinetts erfolgte nicht sofort nach der Vertagung, wie man allgemein erwartet hatte. Die Bedenken des Kaisers gegen das Programm Fejervarys seien — so hieß es — noch nicht ganz beseitigt, gleichzeitig gingen aber durch die Presse auch Mitteilungen über den Inhalt dieses Programms. Danach umfaßte dieses folgende vier Punkte: 1. Wahlreform; 2. Verstaatlichung der Verwaltung; 3. Volksschulreform und 4. soziale Reformen, besonders auf agrarischem Gebiete. Wie der „Pester Lloyd“ in einer offiziösen Note versicherte,

sollten alle diese Reformen in streng verfassungsmäßiger Weise durchgeführt werden, zu welchem Zwecke die Regierung das Abgeordnetenhaus auflösen und mit ihrem Programme vor die Wähler treten würde, um sich bei den Neuwahlen eine parlamentarische Mehrheit zu verschaffen. Erst am 18. Oktober erfolgte die Wiedereinsetzung des Kabinetts Fejervary, ohne daß jedoch gleichzeitig das Programm verlautbart worden wäre.

Naturgemäß wurde durch die Entwicklung der Dinge in Ungarn auch die innerpolitische Situation in Österreich beeinflußt. Der Reichsrat war zu einer kurzen Vorsession einberufen worden, die zwar kein positives gesetzgeberisches Ergebnis hatte, immerhin aber durch einige bemerkenswerte Momente ausgezeichnet war. Zunächst gilt das von der Erklärung des Ministerpräsidenten, daß Vorsorge getroffen werde, daß Österreich unter allen Umständen am 1. März 1906 in den Genuß der neuen Handelsverträge tritt. Diese Erklärung eröffnete die Aussicht auf zwei Eventualitäten, nämlich auf die Oktroyierung der neuen Verträge in Ungarn oder aber auf die Zolltrennung der beiden Reichshälften am 1. März 1906. Wahrscheinlicher ist wohl das erstere. Der zweite bemerkenswerte Moment war die Abstimmung über die Wahlreformanträge, die im Anschlusse an die Pläne des ungarischen Kabinetts auch im österreichischen Reichsrate eingebracht worden waren. Der Dringlichkeitsantrag, betreffend die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes, schien alle Aussicht zu haben, die nötige qualifizierte Mehrheit zu erhalten. Nicht als ob die aufrichtigen Anhänger des allgemeinen gleichen Wahlrechtes in solcher Überzahl gewesen wären, allein einige Dutzend Abgeordnete scheuten sich offen dagegen zu stimmen und darum begrüßten sie mit Freuden einen anderen von Abgeordneten Ebenhoch eingebrachten Dringlichkeitsantrag, der „Studien“, betreffend die Wahlreform empfahl. Auf diese Weise konnten sie dem erstgedachten Dringlichkeitsantrage ihre Unterstützung entziehen, ohne als prinzipielle Gegner des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes erscheinen zu müssen. Immerhin aber zeigte dieser Vorfall, daß eine Regierung, die sich zur Wahlreform entschließt, nicht mehr das Schicksal zu fürchten hat, das dem Kabinett Taaffe bereitet wurde, als es seine Wahlreformvorlage in den parlamentarischen Sumpf geschleudert hatte.

Zu einer Kundgebung in der ungarischen Frage kam es im Abgeordnetenhause nicht, wohl aber außerhalb desselben. Die christlichsoziale Partei hatte auf einem in Eggenburg abgehaltenen Parteitage

eine Erklärung beschlossen, die die 1867er dualistische Verfassung als unhaltbar erklärte, jede weiteren Konzessionen an Ungarn ablehnte und die Möglichkeit irgendwelcher Gemeinsamkeit zwischen beiden Reichshälften nur für den Fall gegeben hält, wenn durch die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in Ungarn die Herrschaft der magyarischen Oligarchie gebrochen, in Österreich ebenfalls die Wahlreform durchgeführt und Ungarn fester als bisher Österreich angegliedert werde. — Daß dieses Programm in der Bevölkerung ein starkes Echo fand, zeigte sich bei zwei in Wien im Oktober vorgenommenen Ersatzwahlen, wo die Christlichsozialen gegenüber den Liberalen, beziehungsweise Sozialdemokraten überraschend große Mehrheiten erzielten.

In nationaler Beziehung ging die Reichsratssession nicht ohne Störungen vorüber. Die italienische Universitätsfrage war durch die Italiener selbst ausgeschaltet worden, da sich im Klub eine sehr scharfe Spaltung zwischen den Radikalen und den Gemäßigten ergeben hatte, welch letztere mit Rovereto zufrieden wären, während die Radikalen Triest oder mindestens Trient forderten. Um so stürmischere Kreise zog die tschechische Universitätsfrage. Bereits in der schlesischen Schulfrage hatte es sich gezeigt, daß die Fraktion Stransky der mährischen Tschechen unter die Scharfmacher gegangen war. Die Nähe der allgemeinen Reichsratswahlen schärfte die radikalen Neigungen und so nahmen die mährischen Tschechen in der Universitätsfrage eine Stellung ein, die eine Verständigung ausschloß. Straßenunruhen in Brünn, gelegentlich eines dort stattgefundenen deutschen Volkstags, taten ein übriges, um in die innerpolitische Atmosphäre eine Spannung zu bringen, die auf die parlamentarische Lage derart drückte, daß die Frage der vorzeitigen Auflösung des Abgeordnetenhauses immer stärker in den Vordergrund trat. Man spricht davon, daß das alte Abgeordnetenhaus im neuen Jahre nicht mehr zusammentreten werde, ob sich diese Ansicht bestätigt, wird indessen sowohl vom Verlaufe der böhmischen Landtagssession als auch von der Entwicklung der Dinge in Ungarn abhängen.

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.

Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.